T.

Tabak. Ein junger Mann liebte ein Mädchen und wollte es heirathen. Die Mutter aber versagte ihm die Hand ihrer Tochter, blos aus der Ursache, weil er stark Tabak rauchte. „Sehen Sie," sagte sie zu ihm, „mir wird übel, wenn ich Tabak rieche, ich würde meine Tochter nie besuchen können. Auch mein Mann hat Tabak geraucht in seinem ledigen Stande, hat es sich aber abgewöhnen müssen, um mich zur Frau zu bekommen." Der verliebte junge Mann gewöhnte sich das Rauchen wirklich ab, und heirathete das Mädchen. In einigen Monaten aber kam die Tochter zu ihrer Mutter und erzählte ihr, daß ihr Mann sie nicht liebe und gänzlich vernachlässige, daß sie ihn gefragt habe, ob ihm etwas fehle, er ihr aber geantwortet habe, er glaube, es komme daher, weil er keinen Tabak mehr rauche. — „Nun, in's Himmels Namen," sagte die Mutter, „so laß ihn wieder rauchen, geh' hinein in's Tabaks-Abalto, kaufe ihm ein paar Pfund Rauchtabak und nimm für Deinen Vater gleich auch ein paar Pfunde mit."

— **An die Tabak-Fabrikanten der Pfalz.**

Verehrte Herrn!

Aus einer Verfügung des Polizeiamtes zu Speyer ersehen wir, daß Sie von ächt patriotischem Geiste beseelt sind und durch ihn getrieben werden, den Grundsätzen einer richtigen Nationalökonomie Gehör zu geben: das fremdartige, ausländische Gewächs, den Tabak, durch vaterländische Runkelrübenblätter zu ersetzen und unter dem Deckblatt von Cuba, Brasilien 2c. starken deutschen Gaumen den Genuß des heimischen Krautes plausibel zu machen. Eigenlob hat die Wirkung Ihres Tabaks, deshalb loben wir

Sie, verehrte Herrn. Ein Patriotismus wie der Ihrige muß jede germanische Seele rühren, um so tiefer rühren, wenn sie bedenkt, daß sie mit demselben zugleich die edle Absicht verbindet, die Cigarren=Consumtion in Deutschland, welche jährlich Millionen in blauen Dunst aufgehen läßt, zu beschränken, diese Millionen auf höhere, dem Fortschritt und Gemeinwohl förderlichen Art z. B. zu Illuminationen, zu verwenden, und den blauen Dunst allein der Diplomatie, den Zeloten und officiösen Zeitungen zu überlassen. Ferner bekundet es ein herrliches Vorwärtsstreben: einen Stoff, der bisher nur zur Füllung von Rindvieh=Mägen diente, so weit zu veredeln, daß auch gute Deutsche, auf welche amerikanische Blätter jedenfalls von übler und ungemessener Wirkung sind, sich der Industrie eines Landes auf Discretion übergeben — das lieber seine Söhne nach jener neuen Welt treibt, als brauchbare Gegenstände, zu denen Geld unbedingt zu rechnen ist. Verehrte Herrn! Sie sind Ihren Brüdern, den Stötteritzern und Vierradern, vorangegangen: Sie sind groß! Sie suchen den Goethe'schen Ausspruch: „Willst du immer weiter schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!“ in praktischer Weise auf das Leben anzuwenden, und wenn Sie selbst dabei Ihr Schäfchen scheeren, und bei einer ächten Havanna den klingenden Verdienst Ihres Patriotismus einstreichen, wer wollte Ihnen das verdenken! Sie haben Ihre Zeit verstanden: Sie haben begriffen: daß das **Deckblatt** Alles ist und es auf das Innere gar nicht mehr ankommt. — Wir glauben deshalb auch nur gerecht zu sein, wenn wir Sie allen den zahllosen patriotischen Vereinen Deutschlands, mit Ausnahme der Anti=Thierquäler=Vereinen, als Ehrenmitglieder vorschlagen und Ihnen den Dank aller Parfümeriefabrikanten vindiciren.

Mehrere Nicht=Speyer.

E. G.

Tabakrauchen. Eine junge Dame zog in Gegenwart mehrerer Herren gegen das Rauchen los. „Was haben Sie dagegen?“ wandte einer der Anwesenden ein. — „Die Cigarren sind schädlich, — sie verkürzen das Leben.“ — „Pah! ich habe einen Onkel, welcher den ganzen Tag raucht und sich wohl wie ein Fisch befindet, er ist schon 70 Jahre.“ — „Er wäre vielleicht schon 80, wenn er nicht rauchte,“ fiel die Dame lebhaft ein.

Grabschrift eines starken Tabakrauchers.

Ich kündige mit ernster Miene:
Hier ruhet eine Dampfmaschine!

Tabakschnupfer. Papst Sixtus VIII. verhängte am 30. Januar 1642 die Strafe der Excommunication über die, welche in den Kirchen Sevilla's geschnupft; und Innocenz X. schleuderte am 8. Januar 1650 einen gleichen Blitz gegen die Schnupfer im Vatikan, während Benedict XIII. durch eine vom 10. Januar 1725 datirte Gegenbulle den Liebhabern des Tabaks den freien Gebrauch desselben erlaubte.

Ueber eine Tabakpfeifen-Sammlung. Ein Tabakraucher sagte von einer Pfeifensammlung: Schon aus dem Stoffe der Form und den Devisen der Pfeifenköpfe läßt sich ziemlich richtig auf den Charakter, die Denk- und Sinnesweise des Inhabers schließen und eine Schädellehre der Pfeifenköpfe von einem pfiffigen Kopfe geschrieben, wäre ein interessanter Beitrag zur Menschenkunde. So habe ich bemerkt, daß Leute, die aus Porzellainköpfen rauchen, vorsichtig und gewitzigt sind, weil sie sich schon oft die Finger verbrannt haben und Acht geben müssen, daß ihnen der Kopf nicht aus den Händen fällt. Wer den Meerschaumkopf beim Anrauchen in einem Beutel hält, ist gewöhnlich ein Geizhals, der seinen Kopf nur im Beutel trägt. Wer

stets nur aus anderer Leute Pfeife raucht, hat kein Unabhängigkeitsgefühl, er wird auch nach anderer Leute Pfeife tanzen. Deshalb habe ich mir eine ganze Gallerie von Pfeifen angelegt, alle Wände meines Studierzimmers sind damit decorirt. Da hängen dickbäuchige Lackel, lange breitschultrige Bengel und kleine Knürbse, offene Köpfe und verschlagene, Dickköpfe und spitzfindige, dann alte hölzerne leere Köpfe von schlechtem Aussehen, rothe, bleiche und gelbe Gesichter, der eine hat ein gutes, der andere ein schlechtes Mundstück, der eine aber scheint gar kein's zu haben und ist überhaupt ein verlegener und schlechtbeschlagener Patron, inzwischen hängen verblichene Tabaksbeutel mit verblichenen Rosen und gewesenem Vergißmeinnicht als Trophäen. Alle meine Pfeifen sind systematisch geordnet. Beim Fenster sind die Geburtstagspfeifen — hier die Glückspfeifen mit lachenden Engeln, dort die Unglückspfeifen mit memento mori; hier die Freundschaftspfeifen, die Xenien, der einsamstehende Meerschaum dort im Glaskästchen — hin hin — ist meine Hochzeitspfeife. Ich könnte dieses Cabinet mein Tagebuch nennen, jeder dieser Köpfe bildet ein Hauptstück, jeder Tabaksbeutel eine Episode meiner Biographie; meine Freuden und Leiden habe ich beraucht; aber das Andenken daran ist noch nicht verraucht, dafür sorgen meine Pfeifen. Welche Erinnerungen steigen in meiner Seele auf, wenn ich mir so die nun leeren Köpfe ansehe. So oft ich einen dummen Streich machte (einen außergewöhnlich dummen nämlich, denn sonst hätte mein Vermögen nicht hingelangt), flugs kaufte ich mir einen thönernen Vorwurfspfeifenkopf und so oft ich diesen ausklopfte, klopfte ich mir auch vor den Kopf und sagte mir: das ist nur ein schlechter Thonkopf, ich aber war ein rechter Dummkopf. Hatte ich eine gute Handlung vollbracht, flugs ging

es in den Laden, um einen Prämien=Meerschaumkopf zu kaufen, und so oft er unter meinen Zügen warm wurde, wurde mein Herz auch warm für neues Gute. War mir ein lieber Wunsch erfüllt worden, bekam ich einen neuen Erinnerungskopf und so oft ich diesen füllte, dachte ich auch dankbar an die Erfüllungen meines Wunsches und that nach Kräften dazu, auch Andern ihre Wunschpfeife zu füllen. Jedesmal, wenn ich meine Pfeifenköpfe putze, recapitulire ich zugleich die Ereignisse meines Lebens. Die trügerischen blauen Wolken meiner Jugendhoffnungen, die glühenden Strebungen meines Mannesalters, und die aschgrauen Erfahrungen meiner späteren Jahren. Da kommt mir denn manchmal unser ganzes Leben vor wie eine Pfeife Tabak; der Eine raucht sie in schnellen hastigen Zügen, ehe er sich's versieht, hat er ausgeraucht; ein anderer raucht kleine, seltene sparsame Wolken — was thut's? Die Pfeife geht endlich Jedem aus und anstatt daß man ihm eine frische stopft, stopft man ihm den Mund mit Erde zu.

Verdienter Tadel.

Weil dir so frech Lucinde die blühenden Reize zur Schau stellt,
Deshalb tadelst du sie? — Lieber, sie handelt damit.

— Tadel und Achtung.

Tadel mußt du lernen tragen,
Dir die Wahrheit lassen sagen,
Nicht darüber dich beklagen,
Wenn es heilsam dich wird nagen.
Aber wenn es Tölpel wagen,
Grob zu sein mit Wohlbehagen,
Dir die Achtung zu versagen,
Die den Tadel sollte tragen:
Sollst du nichts nach ihnen fragen,
Oder sie in's Antlitz schlagen. Fr. Rückert.

Tänzer. Als Vestris einst am preußischen Hofe ein sehr bedeutendes Honorar für seine Leistungen erhielt, radebrechte er also: „Es giebt nur eine Gott, eine Könik von Preuß und eine Vestris!“

— Noverre, der Mimiker, wagt sich zu rühmen,
Er tanze Rochefoucaulds Maximen.
— Leise berührend den Boden nur thut ihr den Tänzer hier sehen;
Wirklich wohnet sein Geist nur in den äußersten Zehen!

Tänzer und Dichter.

Wer Füße fließend setzt,
Heißt in den Kreisen — Tänzer.
Wer Füße fließend setzt,
Heißt in den Schulen — Dichter.

Der einsame Tänzer. Ein Engländer befand sich zu Paris auf einem Privatballe. Nun ging er in dem Tanzsaale auf und ab; da nahte sich ihm die Dame des Hauses mit der Frage: „Tanzen Sie nicht, mein Herr?“ — „O ja,“ antwortete der verlegene Britte, „aber nur wenn ich allein bin.“

Kein Tänzer. Bei einem Ball standen mehrere Herren im Nebenzimmer, und unterhielten sich mit Gespräch, während es im Tanzsalon an Tänzern mangelte. Die Frau vom Hause trat in's Nebenzimmer und fragte einen der Herren: „Sind Sie ein Tänzer?“ und da er mit Ja antwortete, so bat sie ihn in den Saal zu treten und zu tanzen. Gleiche Frage und Antwort bei einem zweiten Herrn. Endlich wandte sie sich an einen dritten und fragte: „Sind Sie auch ein Tänzer?“ — „Nein, gnädige Frau,“ antwortete dieser, „ich bin ein Kaufmann.“

Tänzerin und Componist. Der berühmte Rameau verliebte sich in die reizende Tänzerin Sullé von der Pariser Oper. Die Schülerin Terpsichorens war eben so liebenswürdig wie talentvoll. Außer ihrer Kunst sang und spielte sie mit Geschmack und Fertigkeit. Einst äußerte sie gegen Rameau, sie wünsche etwas componiren zu können und bitte ihn um einigen Unterricht. Der verliebte Componist antwortete ihr: „Nichts ist leichter; versuchen Sie es sogleich!“ Damit gab er ihr eine Nadel und ein linirtes Notenpapier mit der Anweisung, mit der Nadel die Linien des Papiers nach Belieben zu punktiren. Als sie dies gethan, machte Rameau aus den Pünktchen Noten, ohne auch nur eins zu ändern oder wegzulassen, bestimmte ihre Länge und Kürze, und setzte den Schlüssel vor. Daraus wurde eine besondere Tanzmusik, die in Frankreich unter dem Titel: „des Sauvages dans les Indes“ lange sehr beliebt war.

Als die sehr magere Tänzerin Guimard zwischen den Herren Gardel und Auberval bei Aufführung eines Ballets zu Paris tanzte, sagte die witzige Schauspielerin Arnauld: „Ich glaube zwei Hunde zu sehen, die sich um einen Knochen zanken.“

Tänzerin: Zeigt, zu welcher bewunderungswürdigen Stufe der Vollkommenheit die menschliche Zweibeinigkeit durch Fleiß, Talent und innern Beruf es bringen kann. Als ächte Künstlerin sucht die Tänzerin oft durch Kunst das zu ersetzen, was ihr die Natur versagt hat, oder was sie, die Tänzerin nämlich, im Kampfe mit den Verhältnissen des menschlichen Lebens verloren; da sie nicht geht, sondern tanzt, so kann man auch von ihr nicht sagen, daß sie einen regelmäßigen Lebenswandel führt. Ihre Stellung dem Publikum gegenüber ist oft eine sehr schiefe, doch muß man ihr zugeben, daß sie nicht mißtrauisch ist, und während ihrer

Kunstleistung Jedermann höchst bereitwillig zeigt, was sie besitzt, weshalb das Publikum gegen ihre Blößen sich sehr nachsichtig zeigt. Uebrigens macht sie von ihren Fähigkeiten den besten Gebrauch und weiß ihr Talent jederzeit an den Mann zu bringen.

Leidenschaftliche Tänzerinnen. Eine leidenschaftliche Tänzerin tritt völlig aus der Sphäre der reinen Weiblichkeit heraus, als Gemeingut der Männerwelt wird sie von Allen mit plumpen Schmeicheleien überhäuft, aber von Niemandem geachtet. Solche tanzwüthige Frauenzimmer sind dann auch diejenigen, welche bis zum letzten Mann, so recht eigentlich bis zum letzten Mann aushalten, keine Bruststiche u. s. w. scheuen. Wehe dem Manne, der einer renommirten Tänzerin seine Liebe schenkt, abgesehen davon, daß er ein herzloses Geschöpf liebt und zur Frau nimmt, werden seine Hoffnungen für die Zukunft auch in der Hinsicht vereitelt, daß er anstatt eines blühenden gesunden Weibes, einen halben Leichnam in seine Arme schließt, ein Wesen, das Gesundheit und auch Reinheit des Herzens dem Tanzvergnügen geopfert hat. Ein feinfühlender geistvoller Mann wird durch dergleichen nur stets abgeschreckt; um so unbegreiflicher ist aber die Unvernunft der Mütter, welche ihre Töchter auf Bälle führen, damit sie sich einen Mann ertanzen. So viel ist wenigstens gewiß, daß es nie leidenschaftliche Tänzer und Tänzerinnen gegeben hat, welche zu den höher begabten Menschen gehört hätten, denen ein tieferes Gemüth innewohnte.

Täuschung.

Dacht' ich einst, von Darus Haupte
Stäch' ein Lorbeerblatt hervor.
Als ich prüfte das Belaubte,
War das Blatt ein langes Ohr.

Die Täuschung. Ein junger Mann drückte auf einem Balle einer neben ihm stehenden Dame die Hand, indem er glaubte, es sei seine Schwester, bis sich die Dame, welche das für eine Liebeserklärung hielt, zärtlich an seine Wange neigte und sagte: „Reden sie nur mit meiner Mutter.“

Bittere Täuschung. In dem der heiligen Agathe zu Catanea geweihten Dome, — sagte der verstorbene Regierungsrath Bitter in seinen Reisebriefen, — lagen eines Morgens in mystischem Halbdunkel hin und wieder Andächtige auf den Knieen. Auf den Altarstufen einer Seitenkapelle war eine schlanke Frauengestalt, den Kopf mit der hier üblichen Mantille umhüllt, scheinbar betend hingestreckt. Ein von dem unsicheren Schimmer einer Lampe beleuchtetes Gemälde zu besichtigen, trat ich näher. Da sprach die Donna: „O Undankbarer, was kommst Du so spät, seit einer vollen Stunde warte ich schon.“ Erstaunt wende ich ihr das Gesicht zu. Ein Schreckensruf bekennt ihren Irrthum. Der treulose Geliebte hatte die Stunde des Stelldicheins verschlafen.

Täuschungen. Wenn man in schmeichelnden Täuschungen glücklich sein kann, wozu die Wirklichkeit?

Tafel-Anecdoten. Bei Tafel stieß ein Marqueur einen Fremden mit der Schüssel. „Ochse!“ rief der Getroffene zornig aus. „Verzeihen Sie,“ entgegnete der Diener, „es kommt ja wohl, daß Einer den Andern stößt.“

— Ein Candidat meldete sich einst bei dem verstorbenen General von Decken, Chef eines preußischen Dragonerregiments, um die bei dem Regimente erledigte Feldpredigerstelle. Es ward ihm aufgegeben, eine Probepredigt zu halten. Er gefiel, und wurde bei dem General zur Tafel geladen. Dieser, ein sehr jovialischer Mann, hatte täglich viele Officiere und andere Gäste bei sich zu Tische. Auch liebte er die

Jagd und hielt sich daher eine große Anzahl Hunde, welche stets um ihn waren. Da nun der General am Podagra litt, und ihm seine Hunde oft nahe kamen, so hatte er gewöhnlich eine große Peitsche in seiner Nähe liegen, um diese zudringlichen lebhaften Thiere in gehörigem Respecte zu halten, daß seine podagraischen Füße vor ihnen Ruhe hätten. Nun hatten einige junge Officiere den jungen und blöden Candidaten zur Zielscheibe ihres Scherzes gewählt und ihn überredet, daß der General es gerne sähe, wenn es seinen Gästen recht gut schmecke, und daß man ihm keine größere Freude machen und sich nicht besser bei ihm insinuiren könne, als wenn man brav zulange. Dagegen, sagten sie, wenn man zimperlich äße und es sich nicht schmecken ließe, würde der General oft so aufgebracht, daß er sich vergesse und sich erlaube, heftig zu schimpfen und zu toben, und wohl gar zu schlagen. Nun ging man zu Tische. Der Candidat, um sich bei dem General in Gunst zu setzen, aß frisch und fertig, und ließ sich bald ungenöthigt die zweite Portion Suppe geben. Dieß gefiel dem General, und als dieser zweite Teller leer war, sagte er freundlich zu dem Candidaten: „Wenn es Ihnen geschmeckt hat, so lassen Sie sich immer noch einen Teller voll geben!“ Aus Artigkeit folgt der Candidat dieser Aufforderung. Und auf eine ähnliche Art ging es bei allen folgenden Gerichten, bis endlich der Braten aufgetragen wurde. Schon ward dem Candidaten bange, doch verzehrte er noch seine Portion. Nun war er aber nicht im Stande, auch nur einen Bissen hinunter zu bringen. Ihm ward der Teller präsentirt, und der General nöthigte ihn, sich noch zu nehmen. Demüthig stellte der Candidat vor, was er schon geleistet habe, und wie es ihm absolut unmöglich sei. — In dem Augenblick sprang ein Windhund dem General auf den kranken Fuß. „O, gebt mir

doch die Peitsche her!“ rief dieser ganz entrüstet. Da stürzte der Candidat dem General zu Füßen, bat um Gnade und versprach, wenn er nur dießmal Verzeihung erhielte, so wolle er das Unmögliche möglich machen, und noch eine Portion Braten essen, wenn er auch platzen müßte. Der General war ganz erstaunt über diese unerwartete Scene. An der ganzen Tafel herrschte eine tiefe Stille. Endlich entdeckte einer der Officiere den Zusammenhang der Sache. Man lachte herzlich, und der General ließ es sich sehr angelegen sein, den erschrockenen Candidaten wieder zu beruhigen.

Tafel-Anecdote. Ein Bedienter, der seinen ersten Dienst angetreten hatte, trug bei der Tafel geschnittene Braten herum. Die Hausfrau wies ihn an, oben bei den Gästen zu beginnen, und als dies geschehen, sagte sie ihm halblaut: „herunter!“ Sogleich setzte der Folgsame die Schüssel unter den Tisch und der Haushund stürzte auf den Schmaus los.

Tag und Nacht. Zwei Brüder befanden sich einst in einer Gesellschaft junger Damen. Der ältere war sehr braun, der jüngere hatte einen sehr weißen Teint. Eine Dame fragte im Scherz, woher dieser Unterschied rühre. „Das will ich Ihnen gleich sagen,“ antwortete der ältere, „mein Bruder wurde bei Tage geboren, ich in der Nacht.“

Die Tage der Menschen gleichen den Büchern der Sybillen; je weniger davon übrig sind, desto kostbarer sind sie.

Was doch in einem Tagebuche alles vorkommt. Die Frau eines berühmten Schriftstellers, welcher aber zu dem Geschlechte der Amphibien gehörte, indem er ganze Tage und ganze Nächte eben sowohl in der Weinstube, als auf trockenem Lande und im Bette zubringen konnte, pflegte ein Tagebuch zu führen, in welches alle häuslichen Begebenheiten, besonders aber jene, welche auf die Lebensweise ihres Gemahls

Bezug hatten, genau verzeichnet wurden. Im Monat Julius fand sich da folgende Bemerkung: „Den 6ten Juli ist mein Mann den 7ten Juli Morgens halb neun Uhr nach Hause gekommen."

Tageslänge. Lehrer: Wie viel Stunden hat der Tag? Schüler: 25. Lehrer: 25? Wie so denn? Schüler: Nun, Sie sagten doch vorhin, daß der Tag schon um eine Stunde länger sei.

— Die Liebe hat die glücklichsten Tage im Sommer, weil sie die längsten, und die Ehe die glücklichsten Tage im Winter, weil sie die kürzesten sind.

Das unvollendete Tagewerk. Ein Knabe sah, daß sein Vater seine Mutter alle Tage prügelte, und glaubte zuletzt, dieß gehöre mit zur Tagesarbeit. Als nun einst der Vater des Abends, ehe er zu Bett ging, sagte: „Es ist doch alles verrichtet worden, was heute hat geschehen sollen?" so antwortete der Knabe: „Ach nein, Vater! die Mutter hat noch keine Schläge bekommen."

Die Taglioni und das Ballet. „Auf der Bühne sahen wir eine Menge ganz gleich gekleideter Frauen, alle recht hübsch, sie tanzten, führten schwierige Evolutionen aus, stellten sich auf ein Bein, und drehten sich, den andern Fuß gerade von sich streckend, rasch um sich selbst herum. Es war der letzte Abend, an welchem Taglioni, die beliebte französische Tänzerin, in England tanzte. Einer unserer englischen Freunde fragte uns, wie sie uns gefiele. Er war sehr entzückt von ihr, uns aber schien dies Alles von geringem Interesse, und wir waren sehr erstaunt, als wir hörten, daß man ihr für jeden Abend, wo sie auf der Bühne erschien, hundert und fünfzig Guineen zahlte. Es ist eine ganz eigne Sache: — hundert und fünfzig Guineen werden in England dafür gezahlt, daß man eine Zeit lang wie eine Gans

auf einem Fuße steht, dann den zweiten weit von sich ausstreckt, sich mit so ausgestrecktem Fuße drei oder viermal um sich herumdreht, sich dann plötzlich niederhockt, daß man fast ganz auf den Boden zu sitzen kommt, und gelegentlich von einer Seite der Bühne auf die andere springt, — welches Herumspringen nicht mehr als eine Stunde dauert. Für diese eine Stunde jeden Abend zahlt man nun mehr Geld, als sechs Weber in Spitafields (wo hübsche Seidenstoffe erzeugt werden) zusammen, wenn sie jeden Tag vierzehn Stunden arbeiten, in zwölf Monaten verdienen. Uns scheint es wirklich sehr ungereimt, daß eine tanzende Frau für einstündiges Springen aus den englischen Taschen mehr Geld herausnimmt, als sechs Seidenweber mit ihren Familien für ein ganzes Jahr erhalten. Hätten wir uns nicht bei so mancher Gelegenheit überzeugt, daß die Engländer ein tüchtiges, vernünftiges Volk sind, wir hätten sie in der That für sehr thöricht deshalb gehalten, daß sie einer tanzenden Puppe so viel Geld zahlen."

Taille oder: Vereinigtes Schneider- und Mieder-Impromptu.

Taktik und Tiktak. In einer kleinen Stadt war ein sehr geschickter Uhrmacher Commandant der Bürgergarde, die Leute sagten aber von ihm, er verstände besser das Tiktak als die Taktik.

Takt. Was ist Takt? Darauf antwortet ein Ungenannter: Takt ist die mittelst scharfen Unterscheidungs- und schnellthätigen Urtheilsvermögen extrahirte Essenz weltlicher Erfahrung. Takt ist eine feine, durch beständige Friction mit der Welt auf der Oberfläche des menschlichen Charakters hervorgebrachte Politur. Er besitzt die geläufigste Zunge, das schärfste Auge, die schnellste Auffassung. Er ist nie bestürzt, nie verlegen, nie müßig. Er handelt, während Andere

denken, vollführt, während Andere überlegen, hat vollendet, ehe Andere anfangen. Er ist stets auf Zufälligkeiten gefaßt und erschreckt nie vor Schwierigkeiten. Seine Gläubiger weist er auf eine Art ab, die ihnen fast eben so lieb ist, wie Bezahlung, und Versprechen bricht er mit einer Anmuth, daß die Erfüllung nicht anmuthiger sein könnte. Er ist der fertigste aller fertigen Rechner und deckt seine Rechnungsfehler so geschickt zu, daß sie selten entdeckt werden. Sein Irren sieht aus wie Wissen, seine Lüge wie Wahrheit. Er thut Alles rasch ab, zur rechten Zeit und am rechten Orte. Er trifft genau die Minute, zu welcher er eintreten, zu welcher er fortgehen, weiß, wenn er condoliren, weiß, wenn er gratuliren, weiß, wenn er lachen und wenn er weinen, wenn er scherzen und wenn er moralisiren, wenn er warm und wenn er kalt sein muß. Er versteht den Gelehrten und versteht den Ignoranten zu spielen, kann gemein sein und kann elegant sein, setzt Gelehrte durch seine Artigkeit, Damen durch seine Gelehrsamkeit in Erstaunen.

Ursache der Taktlosigkeit. Eine Schauspielerin, welche in einer Oper die Partie einer Wahnsinnigen hatte, hielt durchaus keinen Takt; als ihr endlich der Musikdirector laut zurief: „Madame, so halten sie doch Takt!“ antwortete sie: „Ei, was braucht denn eine Wahnsinnige Takt zu halten!“

Die Chinarinde wurde vor etwa 180 Jahren zuerst in England als Heilmittel gegen das Fieber methodisch angewendet. Der englische Arzt Robert Talbor (geboren 1642, † 1681) machte damit glückliche Kuren. Ludwigs XVI. Sohn litt am Fieber, und der König ließ Talbor nach Versailles kommen. Das war den Leibärzten an seinem Hofe sehr zuwider, und sie beschlossen, zuvörderst ein förmliches Examen mit ihm anzustellen. Mehrere Fragen beantwortete er als ein Kunstverständiger; als man aber von ihm eine

Definition des kalten Fiebers verlangte, erwiderte er: „Meine Herren! das ist nichts weiter, als eine Krankheit, die Sie nicht zu heilen verstehen, aber ich."

Tallas. Die Israeliten sind bekanntlich bei ihren Gebeten in ein Gewand (Tallas) gehüllt, welches die Gelehrten über dem Haupte, die Laien nur über den Schultern zusammenfalten dürfen. Ein Mensch, der sich ohne Gründe einbildete, Gelehrter zu sein, verhüllte sich den Kopf; da sagte ein Nebenstehender: „Herr — —, Sie sind ein Gelehrter, Sie müssen ja wissen, daß ein Ungelehrter den Tallas nicht über das Haupt legen darf."

Talleyrand. Ein junger Pariser bat einst den Minister Talleyrand um dessen Handschrift, um sie in seinen Autographien beizufügen. Der Diplomat ließ ihn lange auf Antwort warten. Endlich erhielt der Pariser ein von dem Minister geschriebenes Blatt folgenden Inhalts: „Mein Herr, haben Sie die Güte, morgen Mittag mein Gast zu sein; ich habe einige sehr witzige Fremde eingeladen und möchte nicht gern der einzige Dummkopf sein." Seit diesem Tage hat der junge Franzose von Keinem mehr eine Handschrift verlangt.

— Als in den ersten Tagen des Januars 1814 Jemand dem Fürsten Talleyrand in Paris erzählte, daß sich in allen Zweigen der Verwaltung Verwirrung zeigte, mit dem Zusatze: „Wohin wird das führen?" antwortete der Minister: „C'est le commencement de la fin." (Es ist der Anfang des Endes.)

— Die Baronesse von Broglie, Frau von Staëls Tochter, war eine Frau von ausnehmender Schönheit. Fürst Talleyrand fand so viel Vergnügen an ihrem Anschauen, daß er über der Tochter zuweilen die hochbegabte Mutter vernachlässigte. Bei einer Wasserpartie, die sie zusammen

machten, legte Frau von Staël dem Prinzen die verfängliche Frage vor: „Wenn unser Schiff zufällig einen Leck bekäme, wen würden Sie zuerst retten, mich oder meine Tochter?“ — „Madame,“ antwortete Talleyrand auf der Stelle, „von einer Frau, die so viele Talente und Kenntnisse vereinigt, wie Sie, würde die Voraussetzung, daß sie nicht schwimmen kann, beleidigend sein, ich würde es deshalb für meine Pflicht halten, zuerst die Baronesse zu retten.“

Talleyrand. Als das große Werk des Baron Denon über Aegypten allgemein besprochen wurde, und das Haus des Fürsten Talleyrand der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Personen beiderlei Geschlechtes in Paris war, wurde Denon eines Tages von dem Fürsten zur Tafel geladen, und dieser ersuchte deshalb vorher die Fürstin, einige Seiten in dem Buche zu lesen, damit sie dem Verfasser etwas Angenehmes darüber sagen könne. Er trug auch seinem Bibliothekar auf, das Werk an dem Morgen des Tages, an welchem der Baron in dem Hause speisen sollte, in das Zimmer der Fürstin zu senden; zufälliger Weise befahl er auch einer jungen Dame, die mit in dem Hause wohnte, Robinson Crusoe's Abenteuer zu geben. Es erfolgte eine Verwechselung: die junge Dame erhielt das Werk des Baron Denon, und Robinson Crusoe wurde der Fürstin gebracht, welche das Buch schnell durchblätterte. Der Baron erhielt bei Tafel den Ehrenplatz und die Fürstin hatte kaum die Suppe gegessen, als sie, eingedenk des Wunsches ihres Gemahls, anmuthig lächelte und Denon für das Vergnügen dankte, das ihr das Lesen seines Werkes bereitet habe. Der Verfasser war entzückt und sprach es aus, wie sehr er sich geschmeichelt fühle, aber man denke sich sein Erstaunen und den Schrecken des Fürsten Talleyrand, als die Fürstin bald

darauf hinzusetzte: „Ja, Herr Baron, Ihr Werk hat mich sehr erfreut, aber sagen Sie mir, was ist denn aus dem armen Freitag geworden, für den ich mich so sehr interessirt habe?“ — Napoleon, der davon hörte, lachte so viel darüber, wie kaum bei irgend einer andern Gelegenheit, und fragte von der Zeit an und lange Denon jedesmal, wenn er ihn sah: „Wie geht es dem armen Freitag?“

Als Talleyrand die Nachricht von Paravey's Bankerott erfuhr, bei dem er zwei Millionen verlor, blieb er ganz ruhig und kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht. Ein leises Hm! war Alles, was er äußerte. Er machte mehrere Einschränkungen in seinem Haushalte und verlor nie ein Wort weiter über die Sache. — Eines Nachmittags war er im Lehnstuhl vor dem Kamin eingeschlafen. Zu seinen Füßen lag eine Broschüre, die ihm aus der Hand geglitten war. Alles schlich auf den Zehen, um seinen Schlummer nicht zu stören. Einer der vornehmen Herren, die gegenwärtig waren, hatten den Einfall, die Broschüre aufzuheben, um zu sehen, was das für ein Buch sei, das eine so narkotische Kraft ausübte. Alle Anwesenden sahen neugierig hinein. Es war eine der bittersten Schmähschriften auf Talleyrand.

— Der König der Conversation. Napoleon und Talleyrand standen zu Anfange des Jahrhunderts in einem sehr intimen und höchst ungenirten brieflichen wie mündlichen Verkehre. Einst sagte Napoleon zu Talleyrand: „Sie sind der König der Conversation in Europa, wie fangen Sie das an?“ — „Sire, soll ich mich offen darüber aussprechen, so erlaube ich mir einen Vergleich aus Ihrem Metier. Wenn Sie Krieg führen, so ist Ihnen die Wahl der Schlachtfelder höchst wichtig.“ — „Freilich, freilich, denn es ist eben so bequem, als nützlich, wenn man zum feindlichen General

sagen kann: Gehen Sie ein wenig weiter in diese Falle, oder stellen Sie sich in dieser Ebene hier auf! Indeß das läßt sich dem Feinde nicht so geradezu befehlen. Was wollten Sie also mit Ihrem Vergleiche sagen?" — „Daß ich, Sire, auf ähnliche Weise das Terrain der Conversation zu wählen suche. Ich lasse mich nur auf das ein, wozu ich etwas zu sagen weiß, alles Andere schiebe ich bei Seite; besonders aber lasse ich mich, Sie ausgenommen, von Niemand ausfragen, werde ich aber gefragt, so habe ich die Fragen dem Andern so in den Mund gelegt, wie ich sie haben will. Auf der Jagd schoß ich früher nur auf sechs Schritte Entfernung; so nahe kam mir zwar selten ein Stück Wild; die Andern schossen wie es kam; ich drückte nie ab, als wenn ich meiner Sache gewiß war. In der Conversation lasse ich hundert und tausend Dinge, über die ich nur Alltägliches zu sagen wüßte, ruhig vorübergehen; wenn mir aber etwas Rechtes in den Wurf kommt, so treff' ich immer den rechten Fleck."

Talleyrand. Ein Däne, Hr. Heiberg, hat verschiedene Bonmots und Geschichtchen des Hrn. von Talleyrand gesammelt, von denen wir einige anführen wollen: Man frug den Fürsten einst, ob er seine Memoiren geschrieben habe. „Wozu," antwortete er, „ich weiß, daß mein Bedienter und Koch sie schreiben."

Hr. Heiberg trat eines Tages in das Zimmer des Hrn. von Talleyrand, glaubend, den Minister daselbst allein finden zu können. Dieser saß an seinem Schreibtische und ihm zur Seite saß Labesnardiere, sein Secretair und Vertrauter. Hr. Heiberg erstaunte nicht wenig, als er hörte, daß der Secretair einen Rapport dictirte, und der Minister denselben schreibe. Die Ursache war, daß Hr. von Talleyrand alle zwei oder drei Tage einen Bericht an den Kaiser geben

mußte, von eigener Hand geschrieben; um es daher bequemer zu haben, ließ er sich ihn dictiren.

Hr. Heiberg sah einst, daß Hr. von Talleyrand einen seiner Secretaire suche, ohne ihn finden zu können, und er bot ihm daher seine Dienste an. Der Minister trug ihm auf, ein Blatt Papier mit Goldschnitt zu nehmen, und der Kaiserin Josephine zu schreiben. Während Hr. Heiberg sich zum Schreiben vorbereitete, ging der Fürst an seinen Schreibtisch und suchte einige Papiere. „Nun," sagte er nach einer Weile, „ist der Brief fertig?" — „Aber Ew. Excell. haben mir ja nicht gesagt, was ich schreiben soll." — „Wie einfältig," antwortete Talleyrand, „wenn man an eine Dame schreibt, beginnt man immer von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth, von ihrem Geiste zu sprechen, das Uebrige gehört für das Postscript."

Der Fürst von Talleyrand, ein vollendeter Gutschmecker, machte einmal bei Tafel die Bemerkung, um ein vollkommenes Diner geben zu können, müsse man einen französischen Koch zu den Suppen, Entrées und Zwischengerichten haben, einen englischen zum Braten und einen Italiener für das Dessert; wo diese drei Köche nicht zusammen arbeiteten, würde an einem Diner stets etwas zu tadeln sein. „Leider," setzte er hinzu, „hat uns die Revolution die Mittel entzogen, diese Künstler im Dienst zu haben, und wir essen jetzt, weil es die Natur verlangt, während wir sonst aßen, weil es ein Vergnügen war, zu essen."

Fürst Talleyrand hatte einen Bedienten, der ihm sehr ergeben, aber auch sehr neugierig war. Eines Tages schickte er ihn mtt einem Briefe irgend wohin, und legte sich dann in's Fenster; da sah er den Neugierigen im Gehen ganz gemächlich den Brief lesen. Tags darauf gab er ihm einen ähnlichen Auftrag, und fügte dem Briefe folgende Nachschrift

hinzu: „Sie können eine mündliche Antwort durch den Ueberbringer senden, er ist mit der Sache vollkommen vertraut, da er die Vorsicht gebraucht hat, den Brief zu lesen.“ Dies kurirte den Neugierigen.

Eines Morgens sieht Herr von Talleyrand seinen Koch tief betrübt am Eingange der Kirche stehen. „Warum so traurig?“ fragt der kluge Diplomat. — „In einigen Tagen soll die Welt untergehen,“ antwortete der Koch. „Die Thiere müssen am vierten und die Menschen am sechsten Januar sterben.“ — „Guter Gott,“ sagt Herr von Talleyrand, „wer wird dann am fünften für mich kochen?“

Als Mirabeau Herrn von Talleyrand in der constituirenden Versammlung widerlegte, sagte er zu ihm: „Ich will sie in einen Kreis von Sünden einschließen.“ — „Wie,“ entgegnete dieser lebhaft, „sollten Sie vielleicht Lust haben, mich zu umarmen?“

Geistreiche Einfälle des Fürsten Talleyrand. Wie immer man von Talleyrand urtheilte, Freund und Feind stimmte darin überein, daß er sehr witzig war. Er mußte aber auch für diese Reputation genug leiden. Denn wo nur irgend ein abgeschmacktes Bonmont, ein abgedroschener Calembourg auftauchte, wurde er ihm untergeschoben, nach dem Grundsatze, daß man nur den Reichen gerne leiht. Er, der sehr reich war in dieser Beziehung, mußte Vieles geborgt nehmen, was er gern ausgeschlagen hätte. — Talleyrand, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Directorium, war nicht reich. Er hatte sich eine Kutsche machen lassen, deren Eleganz von ganz Paris bewundert wurde, die er aber nicht bezahlt hatte. Der Sattler wurde endlich des Wartens müde, paßte dem Minister im Hofe auf, und überreichte ihm in dem Momente, wo er in die

nicht bezahlte Kutsche stieg, die Rechnung. — „Ganz recht, man ist Ihnen schuldig, Sie müssen bezahlt werden." — „Ach! Bürger Minister, vielen Dank! Die Zeiten sind so schlecht! Sie würden mir einen wahren Dienst erweisen." — „Gar keinen Dienst, wenn man schuldig ist, muß man zahlen." — „Sie werden mich bezahlen, Bürger Minister, aber wann?" — „Wann? Sie sind sehr neugierig!" — Napoleon fragte einst Talleyrand, ob es wahr, daß er reich sei. „Ja, Bürger, Erster Consul." — „Wieso sind Sie dazu gekommen?" — „Ich habe den Abend vor dem 18. Brumaire viele Renten gekauft und sie am andern Tage wieder verkauft." — Der Graf Louis Narbonne las dem Fürsten Talleyrand auf einer Terrasse Verse vor. Dieser unterbrach ihn, auf einen in ziemlicher Entfernung stehenden Menschen, welcher gähnte, deutend: „Narbonne, sieh' doch dahin, Du sprichst immer zu laut." — Jemand fragte ihn eines Tages um die Adresse der Fürstin Baudemont: „Rue St. Lazare," sagte er, aber die Nummer des Hotels fiel ihm nicht ein. „Fragen Sie nur den ersten Armen, welcher Ihnen begegnet, sie wissen Alle ihre Wohnung." — Der General Montbrun, welcher eines Tages sehr lange zum Diner auf sich warten ließ, erschöpfte sich darüber in Entschuldigungen. „Sie kommen der Letzte," sagte der Fürst, „was beweist dies? Daß Sie nicht eingeladen waren, auf ein Schlachtfeld zu kommen, denn da wären Sie sicher der Erste angelangt." — „Ich bewundere Ihren Einfluß auf Alles, was sich in Frankreich ereignet hat," sagte Ludwig XVIII. zu ihm. „Wie haben Sie es angefangen, um erst das Directorium, dann die kolossale Macht Napoleons zu stürzen?" — „Sire, ich habe gar nichts dazu gethan; aber ich habe etwas Unerklärliches in mir, das allen Regierungen, die mich vernachlässigen, Unglück bringt."

Ein characteristischer Zug des großen Schauspielers Talma war die kindliche Zerstreutheit seines Wesens im gesellschaftlichen Leben. So wurde er einst bei Tische dem Chevalier Aude vorgestellt, der nach einer langen Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt war. Der Chevalier war ein alter grauköpfiger Mann von sechzig Jahren. Als Talma seinen Namen hörte, sagte er zu ihm: „Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Chevalier, wie befindet sich Ihr Herr Sohn?" — „Ich habe keinen Sohn," war die Antwort. — „Nun, wie lange ist er todt?" — „Ich habe nie einen Sohn gehabt," antwortete der Chevalier. — „Das ist unmöglich," sagte Talma, „denn ich erinnere mich eines jungen, schlanken, hübschen Mannes, der, als ich auf's Theater kam, sein damals beliebtes Stück geschrieben hatte, Ihren Namen führte und Ihnen ähnlich sah." — „Wie lange ist das her?" fragte der Chevalier. — „Dreißig Jahre," sagte Talma. — „Nun, so ist die Sache richtig, und ich bin der schlanke, junge, hübsche Mensch, der Autor und der Sohn, den ich haben sollte, in einer Person; das heißt: vor dreißig Jahren." — „Nun," sagte Talma, „so verzeihen Sie, diese verdammten dreißig Jahre habe ich im Gespräche schon mehr wie einmal vergessen."

Napoleon an Talma. Folgender Brief wurde nach der Belagerung Toulon's von Napoleon an Talma geschrieben: „Ich habe wie ein Löwe für die Republik gefochten; aber, mein guter Freund Talma, zur Belohnung bin ich fast dem Hungertode preisgegeben. Alle meine Quellen sind erschöpft. Dieser elende Mensch Aubry läßt mich im Schlamme stecken, statt etwas für mich zu thun. Ich fühle, daß ich fähig bin, mehr auszurichten, als die Generäle Santerre und Rossignol, und doch können sie weder in der Vendée, noch sonst einen Winkel herausfinden, mich anzustellen. Sie sind

glücklich — Ihr Ruf hängt von Ihnen ab. Zwei Stunden auf den Brettern bringen Sie vor das Publikum, von dem aller Ruhm ausgeht; aber wir arme Soldaten müssen theuer für einen außergewöhnlichen Ruf zahlen, und zuletzt gesteht man ihn uns nicht einmal zu; darum bereuen Sie die Wahl Ihres Berufes nicht; bleiben Sie auf Ihrem Theater: wer weiß, ob ich jemals auf dem meinigen erscheinen werde. Ich habe Monvel gesehen — er ist ein treuer Freund. Barras macht mir schöne Versprechungen, aber wird er sie halten? — ich zweifle. Inzwischen bin ich auf meine letzten Sous reducirt: haben Sie ein paar Kronen, mir zu helfen? Ich schlage sie nicht aus und verspreche, Sie von dem ersten Königreiche zu bezahlen, das ich mit meinem Schwerte erringen werde. Wie glücklich waren Arioſt's Helden, sie brauchten nicht von einem Kriegsminister abzuhängen. Leben Sie wohl! Ihr Bonaparte."

Einige Zeit vor Talma's Tode las ihm ein junger Dichter sein Lustspiel vor. Talma hörte ihm sehr ernst zu und verzog keine Miene. Am Ende des zweiten Acts sagte der Vorleser: „Hier lacht der Graf." — „Er kann von Glück sagen!" rief Talma aus.

Ein Zug von Talma. Talma begegnete eines Tages einem alten Collegen, dem Schauspieler Plaisance, der sich, ohne Engagement, in den mißlichsten Umständen befand. — „Wie geht's?" fragte Talma. — „Schlecht, ich bin alt und schwach." — „Du warst immer bei der Hand, wenn es meinem Benefiz galt, und nahmst mit den undankbarsten Rollen vorlieb. Da hast Du meine Karte, besuche mich morgen früh." — Mit der Karte schob er ihm ein Geldstück in die Hand. Am andern Tage fand sich der Schauspieler bei Talma ein. Dieser führte ihn in seine Bibliothek und zeigte auf einen Schrank voll unaufgeschnittener

Bücher. — „Du mußt mir alle diese Bücher aufschneiden; doch ich bin nicht reich und kann Dir dafür nicht mehr als fünf Francs täglich geben. Aber übereile Dich nicht, denn ich habe Zeit.“ — Als Plaisance fertig war, hatte ihm Talma eine Anstellung verschafft.

Talma suchte auf der Bühne Alles zu vermeiden, was die geringste Veranlassung zum Lachen geben konnte. In einer Provinzialstadt nun spielte er einmal Jaques Molay in den „Templern.“ In dem pathetischen Augenblicke, wo er im Begriffe steht, in den Tod zu gehen, und der Großmeister ausruft:

. . . „Es ist
Nicht Strafe, nein es ist der Ruhm der Märtyrer,
Laßt uns dem Himmel danken, der ihn giebt.“

bemerkt Talma neben sich einen Templer mit dem häßlichsten Gesichte, das man sich vorstellen kann, und fürchtete, durch dasselbe den ganzen Eindruck gestört zu sehen. Talma stand da mit aufgehobenen Armen und ruhigem Blick, sagte aber leise und zornig zu dem Director Bernard, der als Templer mit fromm gekreuzten Armen neben ihm stand, nachdem er die Worte gesprochen: „Ich bin bereit, seid ihr es, meine Brüder?“ „Wer ist denn dieser Esel in Menschentracht hier zu meiner Rechten? Warum haben Sie ein solches Gesicht neben mich gestellt?“ Bernard: Es thut mir leid, Hr. Talma. Talma:

„O Gott, ich preise Dich, Du giebst uns Muth,
Noch größer als das Unglück, das uns trifft.“

Bernard (mit Thränen in den Augen): Es ist wahr; er ist sehr häßlich. Es ist ein Färber aus der Stadt, Flamand, der aus Kunstliebe spielt. Die Figuranten sind selten bei uns.“ Ein hohes Beispiel geben wir der Welt. („Sagen Sie, er solle sich entfernen.“ —) Bernard (leise

zu dem Färber ohne ihn anzusehen): Treten Sie zurück! — Alle Templer entfernen sich, statt sich um den Großmeister zu schaaren. Talma wendet sich in Begeisterung zu den Rittern: „. . . o werthe Ritter!" („Wo sind die dummen Menschen?") Bernard (leise zu den Figuranten): Kommen Sie doch herzu; das häßliche Gesicht wieder voran. „Das Leben weicht doch einmal von uns Allen." („Hol' ihn der Teufel! Herr Färber, treten Sie zurück! Verbergen Sie sich hinter den Andern!") (Der Färber: Das kann ich nicht, sehen Sie, ich bin am besten angezogen. Talma: Geh' zum Teufel, Esel!) „Ihr lieben Freunde...." (Der Färber: Ich schlage dem großen Schauspieler den Kopf entzwei!) Talma (umarmt ihn): Ich werde Dich hinaus werfen lassen! „... ruhmreicher Tod! Vom Blutgerüste steigen wir zum Himmel!" — Während dieser Scene zerschmolz das Publikum in Thränen.

Talma, der berühmte französische Tragiker, richtete, nachdem er den Cäsar gespielt, an Napoleon die Frage: „Wie habe ich Ew. Majestät gefallen?" — „Gut," erwiderte Napoleon; „nur haben Sie zu viel declamirt, es klang Alles pathetisch." — Talma entgegnete: „Cäsar ist ein Held im Nimbus des Alterthums strahlend, der Dichter hat ihn im Geiste der antiken Dramen gehalten, jedes seiner Worte ist welthistorisch, und so glaubte ich ihn pathetisch declamiren zu müssen." — „Was wir eben sprechen," antwortete Napoleon, „ist auch welthistorisch: — declamire ich?"

Der berühmte französische Schauspieler Talma sagte einst zu einem seiner Freunde: „Wißt Ihr, warum ich alle meine Nebenbuhler besiege? — Nicht weil ich stärker gebaut bin, nicht weil meine Fähigkeiten entwickelter sind, sondern weil

ich mich selbst kenne, weil ich weiß, was ich kann, weil ich leiste, was ich vermag. Man verliert seine Kräfte, wenn man sie übersteigen will. Ich bin mir der meinigen bewußt, und genieße sie in ihrer ganzen Vollkommenheit.“

Tambour. Während des Krieges zwischen England und Frankreich wurde ein englischer Tambour gefangen genommen und vor den französischen General geführt. Dieser argwöhnte, der Gefangene könne ein Spion sein und beschloß ihn auf die Probe zu stellen. Er ließ eine Trommel bringen und der Trommler mußte einige Märsche und Signale schlagen; aber der General war noch nicht befriedigt und befahl ihm zum Rückzug zu schlagen. — „Zum Rückzug?“ rief der muthige Knabe, „man lehrt den englischen Trommlern nicht zum Rückzug zu schlagen!“ — Diese Antwort gefiel dem General so sehr, daß er dem kleinen Gefangenen sofort die Freiheit schenkte.

Tamerlan, der berüchtigte Mongolenfürst, befahl einst einem Maler seiner Nation, ihn zu malen. Doch der Fürst war einäugig, ein Umstand, der nothwendig auf dem Bilde wegbleiben mußte, wenn der Maler nicht den Kopf verlieren wollte. Dieser malte also seinen furchtbaren Fürsten in der Stellung eines Kriegers, der so eben mit dem Bogen nach einem Gegenstand zielt, und dabei ein Auge zudrückt. Diese List half ihm; Tamerlan fand sich geschmeichelt, und belohnte den Künstler reichlich.

Tamerlan sagte zu dem gefangenen Bajazet: „Allah muß die Kronen und Scepter sehr gering schätzen, weil er sie so häßlichen Menschen giebt, als wir beide sind; einem so widerlichen Einäugigen, wie Du bist, und einen so elenden Lahmen, wie ich bin.“

Tante. „Ich liebe Dich, mein Kind!“ sprach der Onkel zu seiner Nichte, „und wenn Du willst, so wirst Du meine

Frau.“ Die Nichte verneigte sich, und sagte: „Ich danke recht sehr, ich mag nicht meine Tante werden.“

Der Tanz. Der gelehrte Swift nannte den Tanz eine freiwillige Tollheit, die Chinesen nennen ihn eine nutzlose Anstrengung. Als der Commodore Anson in Canton war, und die Officiere des von ihm befehligten Schiffes „Centurion“ an einem Feiertage einen Ball hielten, zu welchem auch mehrere vornehme Chinesen geladen worden sind, waren sie Alle erstaunt, wie man sich so leidenschaftlich geberden und ermüden möge, und Einer von ihnen sagte zum Capitän: „Warum lasset Ihr dieses mühevolle Geschäft nicht von Euren Dienstleuten verrichten?“

Tanz. Aeußerungen großer Männer über Tanzen.

— Das Podagra kommt nicht von Tanzen.

Hippokrates.

— Die galoppirende Schwindsucht hat niemals im Sonntags-Tanze ihre Quelle gehabt. Hufeland.

— Die Hühneraugen entstehen meist aus allgemeinen innern Ursachen. Terpsichore hat nie an Hühneraugen gelitten. Marianne Grimmert.

— Der einzige Tanz, welchen ich überhaupt und auch in den Wochentagen für unmoralisch halte, ist der Veitstanz.

Fanny Elsler.

— Durch die Verbindung der Lackstiefel mit dem Fußthau wird das Leder dichter, fester, dauerhafter. Es giebt daher für unser Metier keinen gefährlichern Feind, als das Tanzen. Pech, Hof-Stiefelfabrikant.

— Die Bewegung der Weltkörper gegen einander ist ein rhythmisches Tanzen. Der taktmäßige, maßvolle Tanz ist ein ewiges, unverrücktes Naturgesetz und darf daher auch des Sonntags ohne Staats-Gewissensbisse erlaubt bleiben.

Humboldt.

Tanz. Das Tanzen erzeugt, wenn es länger als zehn Stunden fortgesetzt wird, ein Gefühl der Sättigung, das jedes Verlangen nach Speisen vollständig ausschließt. Es darf daher das Tanzen jene hohe Stelle im Gebiete der Diätetik in Anspruch nehmen, die es verdient und die es vom Standpunkte der Staatsökonomie als unabweisliche Forderung der Billigkeit hinzustellen keinen Anstand mehr nehmen wird dürfen. Ideler.

— Tanzen wird man immer. Es kommt nur darauf an: nach wessen Pfeife. Napoleon.

— Der Tanz ist die Poesie des jetzigen Fortschritts. E. Heiter.

— In dem wahrhaft judischen Staate sollte kein anderer Tanz gestattet sein, als in Leibrock vor der Bundeslade. David.

— Es wird in der politischen Welt an Tänzen nicht fehlen, so lange wir — Ländern. Palmerston.

Tanzen — der gesellige, verunglückte Versuch der selbstbewußten Narrheit, aus sich herauszuflüchten.

— Gut tanzen zu können, ist ein Talent, durch das sich unsere jungen Herren bei den Schönen ungemein empfehlen, und das ist ein Glück für unsere Stutzer, die oft keine andere Empfehlung haben. Aus dem wonnetrunkenen Blicke der Mädchen beim Tanzen kann man schließen, daß sie schon im Geiste das häusliche Glück überrechnen, das sie einst bei einem so guten Tänzer genießen werden.

Tanzen und Gehen. Es ist genau berechnet worden, daß eine Dame in einer Ballnacht bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben mittanzt, nach Schritten gezählt, einen Weg von vier Meilen zurücklegt; und das mit quetschenden Schuhen, von einem Schnürleib zusammengepreßt, und meistens auf den Fußspitzen hüpfend. Man

muß über eine solche Anstrengung erstaunen. Sollte eine solche Dame, im bequemen Anzuge, zur Sommerszeit auf dem besten Wege, in zehn Stunden vier Meilen zurücklegen müssen, wahrlich, sie würde es für eine Unmöglichkeit halten.

Tanzen.

Nannette vor dem Balle.

Parodie auf Th. Körner's Schlachtgesang: „Vater, ich rufe dich!“

Mutter, ich freue mich!
Pagen, Cadetten, Studenten und alle
Flüchtige Tänzer sind heute beim Balle,
Freundliche Mutter, ich bitte dich,
Schmücke zum Balle mich!

Mutter, dann führe mich,
Führ' mich zum Tanz und wär' es zum Tode,
Nichts laß mich hören vom vierten Gebote;
Mit Worten und Winken verschone mich;
Denn, wer nicht folgt, bin ich.

Amor herrscht königlich
In des Cottillons endloser Weise,
Ha! in des Walzers erschöpfendem Kreise
Waltet die Liebe so wonniglich!
Mutter, ich sehne mich!

Mutter, ich sehne mich!
Lieben und Walzen streiten um's Leben;
Walzen will nehmen, was Liebe gegeben.
Zum Lieben und Tanzen erzogst du mich;
Daran erkenn' ich dich.

Mutterherz, fasse dich!
Laß im Tanze zum Himmel mich schwingen!
Magst du einst jammernd die Hände ringen,
Weil so frühe dein Kind verblich, —
Sag es, ich opfere mich!

Tod! Dir ergeb' ich mich!
Hin zu des Schänktisch's Lethegestade
Zieht mich das kühlende Gift, Limonade,
Mir ist das Sterben nicht schauerlich,
Tödtet der Walzer mich.

Tanzmeister. Malherbes, der Vertheidiger Ludwigs XVI., hatte stets eine etwas nachlässige Haltung, obschon der berühmte Tänzer Marcell sein Lehrer in der Tanzkunst gewesen war. Als nun Malesherbes das Ministerportefeuille erhielt, kam Marcell zu ihm und sagte: „Erlauben Sie mir, um eine Gnade anzusuchen?" — „„Gern, wenn ich's vermag, Ihnen behilflich zu sein."" — „Versprechen Sie mir gefälligst," bat Marcell, „Niemandem zu sagen, daß ich Ihr Lehrer in der Tanzkunst gewesen."

Ein französischer Tanzmeister fragte einst einen seiner Freunde, ob es wahr sei, daß Harley zum Großmeister von England ernannt worden sei, und als man dieses bejahete, rief er in höchster Extase aus: „Mein Gott, wie ist das möglich? Ich habe diesem Manne zwei Jahre lang Unterricht ertheilt, und er versteht noch nicht ein Compliment zu machen."

Tapferkeit. Ein Schweizer-Hauptmann rief, ehe die Schlacht begann: „Heute gilt's das Vaterland. Wer sich fürchtet, stelle sich hinter mich!"

Tapferkeit. Sudibra's Philosophie bleibt die sicherste:

„Wer flieht, kann wieder in's Gefecht,
Wer bleibt und fällt, der kann das nicht;
Wer folglich lauft zu rechter Zeit,
Ist in der Kriegskunst schon sehr weit."

— Dem russischen Obersten R . . . w nahm eine französische Kanonenkugel im Jahre 1812 ein Bein hinweg, da er gerade seine Soldaten zum stürmen einer Batterie anflammte. Das zerschmetterte Bein wurde sogleich über der Kniekehle abgenommen, und man machte Anstalt ihn aus dem Schlachtfelde zu tragen. „Laßt mich Kinder," rief er, „setzt mich auf einen Schlitten, kann ich auch nicht zu Pferde, so will ich Euch auf dem Schlitten anführen. Die Feinde sollen sehen, daß die Russen nur ein Herz im Kampfe brauchen, und daß ihnen die Füße nöthiger sein werden, als uns." Als eine feindliche Kugel auch seinen Schlitten zerschmetterte, rief er lächelnd: „einen andern Schlitten, Kinder! Nun ist mir auch, wie früher zwei Pferde, ein Schlitten unter dem Leibe todtgeschossen worden." Er ließ sich auf das andere Fahrzeug bringen, fuhr mit gehobenem Säbel und mit Zurufen seinen stürmenden Leuten vor, und die Batterie wurde genommen. „Nun," sagte er, „da ich meinem Vaterlande die geschlagenen Wunden etwas heilen half, jetzt darf ich auch meine eigenen pflegen."

— Ein Krieger, der mehrere Narben im Gesichte hatte, erregte dadurch das Mitleid einer Dame so sehr, daß sie ausrief: „Ach, es ist doch schrecklich, so entstellt zu sein!" — „O, das thut weiter nichts," antwortete dieser, „da ist immer noch Platz zu noch einmal so viel Hieben."

In Italien spielt man in dem Theater auch oft in Masken. Dann dürfen die Lustigmacher, Harlekin, Pantalon

und ein Doctor nicht fehlen. Oft noch wird diesen der Tartaglia, ein besonderer Liebling der Italiener, beigesellt. Tartaglia, dessen Erscheinen immer eine frohe Stimmung verbreitet, stottert ganz abscheulich, so daß er oft mehrere Minuten nöthig hat, um irgend ein schwer auszusprechendes Wort hervorzubringen. Bei dem Worte strapazzare z. B. wirft er Rock, Weste, Halsbinde, Brille und Perrücke von sich, macht endlich sogar Miene, mit den Beinkleidern ein Gleiches zu thun, (wo ein lautes Gelächter erschallt), wird roth und blaß, und quält sich auf die grausamste Weise, bis er das fatale Wort zu Tage gefördert hat. Einer seiner beliebtesten Späße ist, zu sagen: I vado a casa (ich gehe nach Hause). Bei dem Worte casa wird fürchterlich gestottert, wodurch denn die Rede ungefähr so herauskommt: io vado a ca — ca — aca — ca — aca — ca u. s. w. Woran die Zuhörer dabei erinnert werden, denkt sich der Leser leicht. — Diesen Spaß hört man oft genug im Theater; doch fällt das Parterre jedesmal in ein convulsivisches Gelächter.

Taschenbuch. Ein Taschenbuch ist eine dreisilbige Buchhändler-Charade: Taschen-Buch, ein Drittel ist auf's Buch berechnet und zwei Drittel auf die Taschen, — der Buchhändler nämlich.

Taschenbücher wie verkehrt! Sonst hatten die Leute die Bücher im Kopfe und das Geld in der Tasche; jetzt haben sie die Bücher in der Tasche und das Geld liegt den Leuten im Kopfe.

— Unter den Büchern werden die Taschenbücher, so wie unter den Leichen die Kinderleichen am meisten herausgeputzt, ohne Zweifel, weil beide in ihrer Unschuld sterben, und man ihr kurzes Leben wenigstens für Augenblicke dem Auge bedeutend machen will.

Taschendieb. Ein ehrlicher Deutscher wollte eine Vorstellung der Mlle. Rachel in Paris besuchen. Während er mit dem Queue sich in das Haus hineinschob, schob ein Taschendieb seine Finger in seine Tasche. Der Deutsche hielt ihn mit derber Faust fest, der Dieb aber raunte, da er die Unmöglichkeit des Entkommens sah, dem Barbaren in's Ohr: er wolle nicht stehlen, er wolle nur in das Theater zu kommen suchen. Der Deutsche antwortete nicht, hielt ihn fest, zog ihn an die Kasse, und während der Gauner den Wachtposten mit Zittern erblickte und verhaftet zu werden glaubte, hatte der Deutsche gutmüthig zwei Billets gekauft, gab dem überraschten Diebe eins, und hieß ihn in das Theater gehen.

— Ein Gentleman betrachtete aufmerksam einige unterhaltende Carricaturen vor den Glasfenstern einer Kunsthandlung, als er plötzlich Jemanden an seinen Taschen spürte. Da nur eine Person da war, die in seiner Nähe stand, so wandte er sich rasch um und sprach, indem er ihr starr und bedeutungsvoll in's Gesicht sah: „Sir, Sie hatten Ihre Hände in meinen Taschen!" — „Hatte ich?" entgegnete der Andere höchst kaltblütig. „So muß ich Sie in der That um Verzeihung bitten; doch ist das Wetter jetzt so kalt, daß man froh ist, wenn man seine Hände irgendwo unterbringen kann."

Der verwunderte Taschendieb. In Wien wurde kürzlich ein junger Vagabond ertappt, als er eben einem würdigen, alten Herrn ein Sacktuch gestohlen hatte. Er läugnete die That und behauptete dreist, das Tuch wäre sein Eigenthum. Als aber der alte Herr durch die Angabe der in das Tuch gezeichneten Namensbuchstaben alle weiteren etwaigen Zweifel, wem das Tuch gehöre, vollständig hob, rief der Dieb mit komischem Pathos: „Ah, das is g'spaßt!

Hitzt möcht' i wissen, wer denn sein'n Namen in mein Tüchlein eine g'macht hat."

Enttäuschung einer Taschenspielerkunst. Ein Taschenspieler gab in einem Städtchen Vorstellungen. Des Morgens begegnete er bei einem Spaziergange einem Bauer. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, ob er denn nicht Lust hätte, auch einmal die Kunststücke des berühmten Taschenspielers zu sehen. — „O ja, große Lust," sagte der Bauer. Der Künstler gab ihm hierauf eine freie Eintrittskarte und einen Thaler, den letztern mit der Bedingung, daß er ihm denselben Abends bei der Vorstellung wieder geben sollte, wenn er ihn von ihm begehren würde. Der Künstler ließ nun Abends einen Thaler verschwinden und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, diesen Thaler muß jener Bauer dort haben, gieb ihn nur heraus, guter Freund!" — Da trat der Bauer vor, reichte ihm eine Menge Kupfergeld und sagte: „Ich bitt' um Verzeihung, 20 Kreuzer hab' ich davon verzehrt."

Etwas aus einem Taschenspieler-Büchlein. 1ste Kunst: Mann nimmt einen jungen Gimpel, zeigt ihn der Gesellschaft, und Alle überzeugen sich, daß es ein junger Gimpel ist. Dann schüttet man etwas Goldstaub über ihn, läßt ihn eine halbe Stunde liegen, dann sagt Jedermann: „Es ist Nathan der Weise!"

Taubheit. „Christel, mach' die Thür auf, es klopft Jemand," sagte ein tauber Schneider, als das Gewitter in sein Dach eingeschlagen hatte und die Hälfte des Hauses eben eingestürzt war.

— So taub war Lips, mein guter Vetter,
Daß er auch nichts vernahm vom stärksten Donnerwetter.
Er nahm zur Frau die Schwieger noch in's Haus,
Da hörte Lips doch endlich ein Gebraus.

Ursache der Taubheit. „Der arme Mann ist jetzt ganz taub geworden," äußerte neulich Jemand in einem Pariser Salon. — „Glauben Sie das ja nicht," entgegnete eine geistreiche und etwas boshafte Dame; „er stellt sich nur so, weil er sich nicht mehr loben hört."

Der Professor Taubmann zu Wittenberg war oft Lustigmacher am sächsischen Hofe. Einst faßte ihn ein Höfling bei der Hand und sagte: „Mein Gott, was für grobe Hände haben Sie. Sie würden sich gut zum Dreschen schicken." — „Ja ja," erwiderte Taubmann, „ich habe den Flegel schon in der Hand."

Taubmann. Bei einem Mahle warf der Kurfürst von Sachsen ein Goldstück in Professor Taubmann's Becher, und sagte: „Das Goldstück gehört Ihm, wenn Er auf der Stelle einen spaßhaften Vers darüber macht." Taubmann besann sich nicht lange, trank den Becher aus, und begann, das Goldstück herausnehmend:

„Zwei Götter können sich im Becher nicht vertragen,
Geh, Plutus, in den Sack, du, Bachus, in den Magen."

— Ohnweit Heilbronn lag ein Jesuitenkloster, an dessen Pforte angeschrieben stand: „Esca datur gratis." Taubmann las es und schrieb dazu: „Monachis, de stercore natis."

— Oberst Walther, ein sächsischer Gutsbesitzer, wettete mit Taubmann um einen Ochsen, daß er nicht im Stande sei einen passenden lateinischen Vers zu machen, während er sich in den Sattel schwinge. Flugs rief Taubmann: „Ascendit Walther, veniat bos unus et alter."

— Taubmann wendete das klassische Distichon des Ovid: „Si, nisi quae pulchrae etc." auf ein Mädchen, das ihm bei einer Hochzeitfeier zu Heilbronn zum Tanzen, auch wohl zur Heirath vorgestellt wurde, also an:

„Si, nisi quam pedibus lucrabor, Amice, puellam,
Nulla puella mea est, bella puella Tua est.“
(Soll durch die Füße allein ein Mädchen, o Freund, ich erringen,
Wird kein Mädchen je mein, bleibe die Tochter für dich.)

Taubmann. Auf der Schule zu Heilbronn hieß in der ersten Classe der Erste „Weiß“ und der Letzte „Wenig.“ Da pflegte Taubmann, damals ihr Mitschüler, zu sagen: „Unser Primus und Ultimus weiß wenig.“

— Derselbe führte fort und fort das „medium tenuere beati“ im Munde und man beschloß bei der kurfürstlichen Tafel in Wittenberg, ihm diesen Spruch zu verleiden. Er saß in der Mitte der Tafel, aber die übrigen Tischgenossen ließen keine Speisen dahin gelangen. Da rief er laut:

„Esuriunt medii, summi saturantur et imi;
Errant, quae dicunt: Medium tenuere Beati!“

— Als der Buchhändler Hellwig zu Wittenberg dem Professor Taubmann Romane zeigte, mit der Bemerkung, er wundere sich, daß solche elende Schriften verlegt würden, entgegnete Taubmann schnell: „Es sei ja gut, daß solche Bücher verlegt würden!“

— Der Kürfürst von Sachsen, Christian, gab einst zu zu Wittenberg ein glänzendes Banket. Taubmann war dabei als Gast und sah bei dem Kurfürsten einen herrlich gearbeiteten Dolch mit goldnem Griffe, der ihm sehr gefiel. Der Kurfürst nahm ein Glas Wein und sagte: „Kannst Du mir einen Vers machen, ehe ich dieses Glas Wein ausgetrunken habe, soll der Dolch Dein sein.“ Rasch versetzte Taubmann:

„Pugio noster erit, si possum falere versum.“

Der Kurfürst, eine so rasche metrische Antwort nicht er-

wartend, hatte das Glas in der Hand behalten, ohne zu trinken. Da fuhr Taubmann fort: „Ebibe, versus ad est; pugio noster erit.“

Gegen Taubstummheit. Taubstumme müssen sich verheirathen und die Schwiegermutter mit in's Haus nehmen und sie werden zunächst Ach! und Weh! schreien.

Tauenzien, Kommandant von Breslau, wurde von Laudon zur Uebergabe aufgefordert, mit dem Beisatze, daß das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden solle, wenn die Stadt mit Sturm genommen würde. Ruhig erwiderte der unerschütterliche Führer: „Ich bin nicht schwanger und meine Grenadiere sind es auch nicht.“

Taufe. Ein Bauer wurde in der Catechisation vom Pfarrer gefragt, wie viel Stücke zur Taufe gehörten? Er antwortete: „Drei!“ — „Ei!“ rief der Pfarrer, „habt Ihr euern Catechismus nicht besser gelernt. Nur zwei Stücke, Wasser und das Wort Gottes!“ — „Aber, Herr Pfarrer,“ entgegnete der Bauer, „tauft doch einmal, wenn Ihr kein Kind habt!“

Taufen und Beschneiden. Der Consistorialrath Z. befand sich mit mehreren Bekannten in einem öffentlichen Garten. Die Gesellschaft hatte sich Kaffee geben lassen und Z. äußerte, da er die Milch sehr wasserreich fand, scherzhaft: „Ei, ei! diese Milch ist sehr getauft!“ Ein jüdischer Gelehrter, der sich unter seinen Begleitern befand, faßte dies auf und sagte sehr ernst: „Wie können Sie als Christ und Geistlicher den Ausdruck „Taufen“ von einer Handlung des Betruges gebrauchen?“ — „Warum nicht?“ antwortete Z. „Da die Rede von der Milch war, sagte ich „Taufen“; wäre die Rede von Ducaten gewesen, so würde ich „Beschneiden“ gesagt haben.“

Sonderbare Taufgebühren. Ein Geistlicher in der Normandie, von dessen Pfarrkindern viele nicht auf's Ehrenvollste aus der Welt gegangen waren, verlangte, daß ihm bei der Kindtaufe zugleich auch die Trauungs- und Leichengebühren bezahlt werden sollten. Als man ihn nun um die Ursache dieser sonderbaren Forderung fragte, gab er zur Antwort: „Ich habe schon zu oft erfahren, daß, sobald sie aufgewachsen sind, sie mich um meine Gebühren betrügen, indem sie nach Paris gehen, und dort sich hängen lassen."

Der verschenkte Taufname. Ein Bauer kam in höchster Verlegenheit zum Pfarrer und bat diesen um Rath. „Ich möchte meinen Jungen taufen lassen," sagte er, „und weiß in aller Welt nicht, was ich ihm für einen Namen geben soll." — „Aber, lieber Mann," erwiderte der Pfarrer, „so gebt ihm doch den Eurigen." Der Bauer besann sich eine Weile, endlich rief er aus: „I nu — meinetwegen, er soll'n haben, da geh' ich so 'rum!"

Tausch. Ein Doctor hatte einen Advocaten in der Kur, der wegen seiner Uneigennützigkeit nicht im besten Rufe stand, und — auch dazu mit Recht Veranlassung gegeben hatte. — „Wie befinden Sie sich diesen Morgen?" fragte ihn der Doctor bei einem Besuch. — „Sehr übel! Sehen Sie selbst, wie ich mich verändert habe. Ich bin nicht mehr der nämliche." — „Desto besser," versetzte der Doctor, „Sie müssen bei jedem Tausch gewinnen."

Vortheilhafter Tausch. Eine junge sehr schöne Dame schickte zu einer ihrer ältern minder hübschen Freundinnen und ließ sie bitten, ihr zu einem Balle ihren Diamantschmuck zu leihen. „Mit Vergnügen," erhielt sie zur Antwort, „wenn mir Madame ihr hübsches Gesicht schicken will, so werde ich ihr gern dafür meine Diamanten überlassen."

Man fragte eine Dame, welches der schönste Teint wäre. — „Der Teint der Scham," war die Antwort.

Telescopische Ansichten. Ein katholischer Priester und eine schwärmerische Dame sahen durch ein Telescop die Mondscheibe. „O, ich bitte Sie," sagte die Dame; „eben beugen sich zwei Schatten gegen einander! Wahrscheinlich sind es glückliche Liebende!" — „Entschuldigen Sie, schöne Frau," sagte der Pater, „die beiden Schatten, die Sie sehen, sind die Glockenthürme der Kathedrale."

Telford, der große Baumeister, der außer mehreren andern Werken die Kettenbrücke über den Menaikanal anlegte. An dem Tage, wo die erste Kette, welche die beiden Ufern verbinden sollte, an den Pfeilern befestigt ward und Tausende versammelt waren, den Erfolg zu sehen, war Telford so überwältigt von seinen Gefühlen, daß es ihm nicht möglich war, Anordnungen zu geben. Er zog sich in das Haus zurück, das er während des Baues bewohnte, verschloß die Fensterladen, und erwartete den Erfolg. Endlich kündigte ein lautes Freudengeschrei an, daß der Versuch gelungen war, und als man in das Haus kam, im Nachricht zu geben, lag er auf den Knien und dankte Gott für das Gelingen seines großen Planes.

Temperamente. Zwei Landleute lasen auf einem Theaterzettel: „die vier Temperamente", Lustspiel von Ziegler. „Temperamente — viere — was ist denn das?" — frug der Eine. „Nun, weißt Du das nicht," entgegnete der Andere. „Das sind die Hypochonderie, die Geometrie, die Geographie und die Astronomie."

Temperatur statt Temperament. In einer heiteren Gesellschaft war eine Dame auffallend still. Als Jemand sie aufforderte, doch auch dem Frohsinn Raum zu geben und in die Heiterkeit der andern Glieder einzustimmen, antwor-

tete sie sentimental: „Ach, leider habe ich keine so fröhliche Temperatur, als Sie.“

Ein Tenor darf keine Ansprüche auf hohe Bildung machen, denn er kommt fast nie über a, b, c hinaus.

Kein Teppich. Eine Dame, die gewöhnlich in einem sehr erhabenen Style sprach, ging einst in einem königlichen Garten spazieren, verließ aber den gebahnten Weg und betrat den Rasen. Der daselbst auf Wache stehende Soldat machte ihr bemerklich, daß es nicht erlaubt sei, außerhalb des Weges zu gehen. Sie antwortete ihm: „Rauher Krieger! vergönnt mir, zu wandeln auf dem Teppich der Natur.“ — „Das ist keen Teppich nich,“ versetzte der Soldat, „et is Gras, und da soll Niemand nich d'ruf gehen. Versteh'n Sie?“

Testament. Der berühmte Minnesänger Walther von der Vogelweide, der zu Würzburg starb, wurde in dem Umfange eines Grasplatzes, um welchen der sogenannte Kreuzweg der Münsterkirche herumläuft, begraben. Seines Geschlechts-Namens eingedenk, verordnete er in seinem Testamente, daß man sein Grabmal mit einem viereckigen Steine bedecke. Auf den vier Ecken dieses Steines sollten Vertiefungen eingehauen werden, die man jeden Tag mit frischem Wasser füllen müsse; in der Mitte des Steines solle man aber eine Handvoll Fruchtkörner streuen, damit die Vögel täglich sowohl Speise als Trank dort finden möchten. Zur Tragung der Kosten setzte er ein eigenes Kapital aus, und lange Zeit wurde sein Wille genau befolgt.

— Ludwig Cartesius, ein Rechtsgelehrter zu Padua, verordnete in seinem Testamente: man sollte sein Haus bei seinem Tode nicht schwarz ausschlagen; seine Leichenträger sollten grün gekleidet sein, man sollte alle Geigen, Flöten und Trommeln aus der Stadt dazu zusammenholen, und

thm statt der Leichenfackeln grüne Zweige vortragen. Zu seinem Erben setzte er Denjenigen ein, der bei seiner Beerdigung am meisten lachen würde; hingegen sollten alle Verwandten, welche weinen würden, enterbt sein. Natürlicherweise wollten die Verwandten dies Testament für nichtig erklärt wissen; allein ein Advocat wußte es dennoch durch den Grund aufrecht zu erhalten, daß es das Werk eines Doctors sei und so unmöglich für thöricht und wahnsinnig erklärt werden könne.

Testament. Einen englischen Gerichtshof beschäftigte einst die wichtige Frage, ob ein in Versen abgefaßtes Testament Gültigkeit habe. Man fand ein solches, und die Erben, die durch dasselbe benachtheiligt werden, wollen es umgestoßen wissen, weil ein Mann, der eine so ernste Sache, wie ein Testament, so leichtfertig behandle, daß er es in Verse bringe, unmöglich bei Verstande, und also durchaus nicht zurechnungsfähig sein könne. Auch ein seltener Fall außer dem, daß ein Dichter etwas zu testiren hat.

— Ein wohlhabender Mann in Newyork, Namens Greenway, der im Anfange des Jahres 1791 starb, machte ein Testament, in welchem sich folgendes Vermächtniß für seine Frau befand: „Ich habe das Unglück gehabt, ein sehr unzufriedenes Leben mit meiner Frau Elisabeth Greenway zu führen, und dies viele Jahre lang, während unseres Ehestandes ihres ungestümen Betragens wegen, das sie durchaus nicht ändern wollte, denn es war ihr nicht genug, meine Ermahnungen zu verachten; vielmehr sann sie immer auf Mittel, mich in meinem Gemüthe elend zu machen. Ja, sie war von einer so verstockten Art, daß auch die Vorstellungen der vernünftigsten Menschen nichts bei ihr fruchteten, so daß sie wahrhaft zu meiner Marter geboren zu sein schien. Die Stärke Simsons, die Weisheit Homers, die Vorsichtig-

keit des Augustus, die List des Pyrrhus, die Geduld Hiobs, die Subtilität Hannibals und die Wachsamkeit des Hermogenes wären nicht hinreichend gewesen, sie zu beherrschen. Aus diesen angeführten Ursachen vermache ich ihr hiermit nur — einen Schilling."

Testament. Auf dem Kirchhofe père-Lachaise liegt ein Russe begraben, der, schon bei Lebzeiten ein Sonderling, sich auch im Tode noch, gemäß seines letzten Willens, jeden Tag die neueste Nummer des Journal des Débats bringen läßt. Und sein Bedienter erfüllt auch getreulich seinen Wunsch und trägt ihm jeden Tag das Journal des Débats unter Kreuzband auf's Grab.

— Der Kaufmann van Delft in Amsterdam war steinreich. Er war unverehelicht, und seine Verwandten ließen es an Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten nicht fehlen, damit er, schon hoch bejahrt, ihrer in seinem Testamente vorzugsweise gedenken möchte. Jeder suchte durch Zuvorkommenheiten gegen den Alten den Uebrigen den Rang abzugewinnen. — Van Delft äußerte gegen Jeden seine Zufriedenheit über ihr Benehmen, und versicherte Jeden: daß er seiner in seinem Testamente gedacht habe. Endlich starb er. Das Testament wurde eröffnet; er hatte sein ganzes Vermögen milden Stiftungen, jedem seiner Verwandten aber ein Dutzend Schweineblasen vermacht.

Testamente. Ein Baron von D. hinterließ seiner Dienerschaft folgende Vermächtnisse:

1) Ich vermache meinem Lakai N. N. jährlich, auf seine Lebenszeit, 100 Thaler, weil der gute Narr bei seinen zunehmenden Jahren schwerlich einen andern Herrn erhalten wird, der meine Geduld hat.

2) Ich vermache meinem hübschen Kammermädchen, der ehr- und tugendgeprüften Jungfrau N. N. 100 Louisdors

zu ihrer künftigen Ausstattung, weil sie diese Summe schlechterdings nicht bei mir abverdienen wollte.

3) Ich legire meinem Kammerdiener N. N. jährlich 200 Thaler, wie auch, zum Andenken an seine Pünktlichkeit, eine gewöhnliche Taschenuhr, und meinen wohlbekannten Stock mit dem goldenen Knopfe.

4) Ich legire meinem Secretär N. N. eine volle Monatsgage, desgl. ein Bund Federn, ein Flacon mit Lavendelgeist, Pepliers Grammatik, meine und eine Schnupftabaksdose, wie die neueste Mode befehlen wird, in der sichern Hoffnung, daß ein Mann von seiner Weisheit, seinen Talenten und Kenntnissen mit dieser Mitgift überall fortkomme.

5) So vermache ich auch meinem Haushofmeister N. N. nichts, weil derselbe schon seit 20 Jahren in meinen Diensten steht.

6) Ganz zuletzt legire ich meinem Vetter neunzehn Stück silberne Löffel. Er weiß wohl, warum ich ihm die zum zweiten Dutzend gehörigen fünf nicht vermachen kann.

Sonderbare Testamente. John Unterwood, der im Jahre 1733 zu Withleson starb, hinterließ folgendes Testament: „1) Sobald mein Leichnam in das Grab eingesenkt ist, soll eine kleine weiße Marmorplatte auf dasselbe gesetzt werden, mit der Inschrift: „Non omnis moriar, J. Unterwood 1733.“ — 2) Sollen, wenn dies geschehen ist, folgende sechs Herren (welche genannt waren), die letzten Strophen 21. Ode, des 2ten Buches Horaz's, mit lauter Stimme froh und freudig absingen. — 3) Sollen, wenn meine Leiche zu Grabe getragen wird, keine Glocken geläutet werden; auch soll keiner meiner Anverwandten oder Freunde, ausgenommen obengedachte sechs Herren, meinem Sarge folgen. — 4) Mein Sarg soll grün angestrichen werden, weil grün

meine Lieblingsfarbe gewesen ist. — 5) Soll man mich in meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg legen: Sanadon's Horaz unter den Kopf; Bentley's Milton zu den Füßen; ein kleines griechisches Testament soll man mir in die rechte, eine kleine Edition des Horaz in die linke Hand geben und mir Bentley's Horaz unter den Rücken legen. — 6) Soll meine Schwester nach meiner Beerdigung gedachte sechs Freunde im Sterbehause herrlich und fröhlich bewirthen und für deren Bemühung Jedem 12 Guineen auszahlen. — 7) Dafür sollen diese sechs Freunde nach der Mahlzeit Horazens 31. Ode des ersten Buches absingen und, wenn dieses geschehen ist, sollen sie bei einem Glase Wein fröhlich sein und nicht mehr denken an J. Unterwood."

Testament. Zu Lonvare in Derbyshire hinterließ eine alte Jungfrau drei Guineen für einen Harfner, der die Verpflichtung hatte, jährlich auf ihrem Grabe zwei ihm vorgezeichnete Musikstücke zu spielen. Das erste Mal fand dies eigene Anniversarium seine Zuschauer, weiterhin mag wohl der Harfenist nur den Kirchhofswänden vorgespielt haben.

— Ein Advocat in Colmar vermachte dem Narrenhause 1000 Franken. „Ich habe," sagte er in seinem Testamente, „wohl zehnmal so viel von solchen gewonnen, die sich jetzt in dieser Anstalt befinden. Es ist daher Pflicht, erkenntlich zu sein."

Das Testament. Hassan, der Sohn Aiubs, ein reicher Bürger von Balsora, Wittwer und ohne Kinder, ward von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, und mit seinem nahen Ende bedroht. Eines Tages, als mehrere Freunde um ihn versammelt waren, theilte er ihnen mit, er lasse den Kadi kommen, um noch denselben Tag sein Testament aufzusetzen. Agib, einer derselben, machte ihm zärtliche Vorwürfe über eine so grausame Eröffnung, über einen so seltsamen Ent-

schluß, der, wie er meinte, offenbar zu voreilig sei. „Uebrigens," setzte er hinzu, „so merke ich wohl, theurer Hassan! den ehrenwerthen Grund dieser Verfügung. Du glaubst nicht zeitig genug darauf denken zu können, was mit den bedeutenden Gütern zu geschehen habe, welche Dir der Himmel verliehen? Du fürchtest, sie dürften in unwürdige Hände gerathen, und es könnte Dir selbst der sträfliche Gebrauch, der damit gemacht würde, zugeschrieben werden. Mehr habe ich Dir nichts zu sagen, weiser Hassan! Ich selbst will den Beamten aufsuchen, den Du wünschest, und ihn ohne Verzug hierher bringen." Agib trat aus dem Zimmer, indem er ein Paar Augen trocknete, die nicht thränten, und nach einer Weile erschien er mit dem Kadi. Der Kranke zog unter seinem Kopfpolster ein Papier hervor, und sprach: „Licht des Gesetzes! hier sind, bis auf Kleinigkeiten, die ich Dir noch zu sagen habe, vorläufig die letzten Wünsche eines Sterbenden. Bereite ein gesetzliches Testament, und bewahre es in diesen Händen, die das Gold der Bestechung nie zu beflecken wagte. Sobald aber der Todesengel meine Seele von ihrem Kerker befreit, so öffne es in Gegenwart meiner Freunde und Verwandten, vor Allem in Gegenwart meines Freundes Agib." — Die Uebrigen traten ab, das Geschäft kam bald zu Stande, und Hassan starb nach wenig Tagen. Da beeilte sich Agib, alle jene zum Kadi zu bringen, die bei der Testamentseröffnung zugegen sein sollten. Der Richter zeigte das Siegel als unverletzt, öffnete dann das Vermächtniß, und gab es seinem Naib, der daraus mit lauter Stimme Folgendes vorlas: „Im Namen Gottes, des Gerechten, des Barmherzigen! Ehe als ich das Karavanserei dieser Welt verlasse, in dem ich eine kurze und schlechte Nacht zugebracht, lasse ich, Hassan, Aiubs Sohn, des Sohnes von Abdallah, darin diese Schrift zurück, worin ich

über die sogenannten Güter, die ich nicht mit mir nehme, verfüge. Ich drohte bisweilen meinen Neffen Daut und Achmet, daß ich sie ihr Betragen, welches mir mitunter mißfiel, werde bereuen machen, und so will ich denn endlich Wort halten — — doch anders, als sie sich einbilden. Sie sind jung und ein wenig unüberlegt. Wären sie es aber auch mehr, sie sind doch Söhne eines Bruders, den ich liebte, und Enkel meines Vaters. Ich hinterlasse ihnen also das Gut, was ich von diesem guten Vater habe, und das, was meine Sorgen, meine Wirthlichkeit, des Himmels Segen hinzugefügt. Sollten sie diese meine Wohlthat mißbrauchen, so falle diese Sünde auf ihr Haupt. Ich hinterlasse ihnen, wie gesagt, Alles, was ich besitze, doch mit der Bedingung, folgende Vermächtnisse treulich zu besorgen: Den armen Derwischen, selbst den Spitälern, vermache ich nichts. Meine Hände öffneten sich für sie immer von selbst, um der Armuth den Zoll zu bringen, den man ihr schuldet. Im Sterben aber halte ich sie verschlossen, denn meinen Erben steht es zu, nun die ihren zu öffnen. Was für ein Verdienst hätte ich nämlich, Gott gleichsam das zu geben, was er mir eben abnimmt? und mit welchem Auge ließen sich solche Gaben betrachten, welche dem Stolze des Erblassers schmeicheln, seiner Habsucht aber nichts kosten? Wohl aber verordne ich, daß vom Tage meines Hintrittes an meine Sclaven ohne Ausnahme freigelassen werden. Sie verdienen die Freiheit um so mehr, als ich glaube, daß sie selbe nicht wünschten, als seit sie besorgen, mich zu verlieren. Auch vermache ich jenen darunter, die Alters oder Schwäche wegen nicht wohl arbeiten können, einen Jahresgehalt von 50 Goldstücken. Die Uebrigen liebe ich zu sehr, als daß ich sie den Gefahren des Müssigganges aussetzen sollte. Sie werden als ehrliche Bürger von den Handwerken leben, welche

ich ſie lehren ließ, und ich vermache daher blos einem jeden 150 Goldſtücke für den erſten Anfang. Dem Emir Manſur vermache ich mein Araberroß mit ſeinem authentiſchen Stammbaume und ſeinem Reitzeuge voll Perlen; dem Mollah Saheb, mein Schreibzeug von Gold; dem Iman, ſeinem Bruder, einen alten Koran mit Goldbuchſtaben, auf blauem Grunde, denſelben, wie es heißt, aus dem der Kalif Omar jeden Freitag den Gläubigen in der großen Moſchee vorlas. Mit Ausnahme dieſes Buches vermache ich dem Philoſophen Amru meine ganze Bibliothek, die ich mit vieler Mühe zuſammengebracht. Ich weiß, daß er Bücher liebt, und daß es ihm leichter wäre, deren welche, und zwar gute, zu machen, als ſie zu kaufen. Ich überlaſſe ihm alſo die meinigen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, voraus auch den Beutel mit 1000 Goldſtücken anzunehmen, den ich ihm ſeit zwanzig Jahren fruchtlos aufgedrungen. Weigert er ſich noch, dieſen letzten Beweis meiner Freundſchaft anzunehmen, ſo entſage ich auch der ſeinigen, und erſuche unſere gemeinſchaftlichen Freunde, mein beleidigtes Andenken dadurch zu rächen, daß ſie den Umgang mit einem ſo unvernünftigen Philoſophen aufgeben. Weniger Mühe, glaube ich, wird es geben, meinen guten Freund Agib zu bewegen, auch eine Teſtamentsverfügung aufzunehmen. Ach, was bin ich dieſem lieben Agib nicht ſchuldig! Er hielt ſich an mich faſt wider meinen Willen, ſobald er mein Alter, meine Krankheit bemerkte, und verließ mich von dem Augenblicke an nicht mehr, wo ich dem Tode nahe kam. Er iſt es, der mich auf tauſend Vollkommenheiten aufmerkſam machte, die ich beſaß, ohne daß ich, oder Andere darum wußten. Er iſt es, der mit ſtrenger Wachſamkeit alle Unbeſonnenheiten meiner Neffen bemerkte, darüber ein ſehr genaues Regiſter hielt, und mir davon eine nur zu treue Rechen-

schaft gab. Allein, was soll ich diesem so dienstfertigen, so eifrigen Freunde vermachen? — Einen guten Rath, und den hoffe ich, wird er sich zu Nutzen machen: Wähle besser Jene, die Du täuschen willst, mein lieber Agib! und treibe nie das Gewerbe eines Hausfreundes, als bei solchen Reichen, die zugleich hübsch schwachsinnig und eitel sind. Du wirst deren noch immer eine schöne Anzahl finden. Zu Balsora, im Jahre der Flucht des Propheten 322, am sechsten Tage des Regeb. Hassan, Aiubs Sohn, ein Diener Gottes."

Seltsame Testamente. Der englische General Dickson hatte in seinem Testamente verordnet, daß sein Schlachtpferd, welches bei Waterloo seine Gefahren theilte, erschossen, und neben seinem Herrn begraben werden solle.

— Ein holländischer Maler vermachte in seinem Testamente eine Summe, um damit jährlich ein Mädchen aus dem Orte, wo er geboren war, zur Heirath auszustatten, unter der Bedingung jedoch, daß die Neuvermählten nebst allen Geladenen am Tage der Hochzeit über seinem Grabe tanzen sollten.

Sonderbare Testamente. Im Sterberegister des Kirchspiels St. Thomas a' Becket zu Limington in England findet sich Folgendes eingetragen: „Starb den 13. Mai im Jahre des Herrn 1733, in einem Alter von 66, Samuel, Balduin, Einwohner und Nachbar hiesigen Orts. Doch ist er allhier nicht begraben, sondern aus schuldiger Beachtung seines letzten Willens, sein entseelter Leichnam ohne Ceremonie und in Gegenwart vielen Volks oberhalb des Nadelfelsens in's Meer geworfen worden. Und ist solches deshalb geschehen, weil der Verstorbene hienieden kein besonderes großes Eheglück genossen, indem seine Frau unaufhörlich mit ihm gezankt und ihm oft gedroht, daß sie ihm weder Ruhe

noch Frieden finden lassen wolle, weder im Leben, noch im Tode. Selbiger Drohung zu entgehen, verordnete er, daß sein Körper besagter Maßen in's Meer geworfen werden solle."

Testament. Ein kürzlich verstorbener Bewohner von Caux in der Normandie hatte in seinem Testamente eine sonderbare Clausel gemacht. Der Verstorbene verpflichtet seine Erben, alle Jahre, am Tage des heil. Gregors, seines Patrons, den Stein von seinem Grabe aufzuheben und 3 Litres (etwa 2 Maß) Cognac, bester Qualität, über seinen Sarg zu gießen.

— In dem selbst verfertigten Testamente eines verstorbenen Landedelmannes fand sich folgende Stelle: „Mein ehrlicher Schulmeister P** bekommt 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt; er macht zu viel Schnörkeln dazwischen, und die sind mir zuwider, zu hören."

— In Bayonne starb eine alte Frau, welche solche Furcht vor dem Lebendigbegraben hatte, daß sie in einem besonderen Testamente demjenigen, welcher sie 24 Stunden nach ihrem Tode unabläßig kitzeln würde, 6000 Francs aussetzte. Ein Dienstmädchen hielt es aus.

— Ein Bauer starb. In seinem Testamente fand sich folgender Artikel: „Vor vier Wochen sind mir zwei Ochsen gestohlen worden, wenn sie wieder gefunden werden, so vermache ich sie meinem Sohne Johann, wenn sie aber nicht gefunden werden, dem Herrn Verwalter."

Testamente. Ein Engländer hinterließ folgenden letzten Willen: „Für's erste, was meine Seele betrifft, so habe ich immer viel von der Seele reden hören, aber was sie ist, und — was sie ehemals war, mag Gott wissen, ich weiß es nicht. Man sprach mir auch viel von einer andern

Welt vor, wo ich nie war, und nicht weiß, wie man hinkommt. — Man soll mir kein Denkmal setzen; denn darauf müssen Verse und eine Grabschrift stehen, und solches Zeug habe ich schon bei meinen Lebzeiten zu viel lesen müssen. — Ich vermache dem gelehrten T. fünf Schillinge. Ich wollte ihm anfänglich mehr geben, aber seit ich seine Geschichte der Parlamente gelesen habe, denke ich, sind fünf Schillinge noch zu viel. — Dem L. E. vermache ich eine meiner nicht gehaltenen Versprechungen, weil er bis jetzt noch keine von den Seinigen gehalten. — Dem Lord S. vermache ich gar nichts, und das ist gerade so viel, als er Andern zu geben pflegt. — Eben so viel vermache ich dem X. Gern wollte ich ihm meinen Verstand vermachen, aber ich selbst habe nicht viel und zugleich ist dies Wenige auch schon mehr, als er brauchen kann. — Meiner Gattin verlasse ich mein ganzes Vermögen, aus lauter Freude, daß ich einmal vor ihr Ruhe habe."

Testament. Ein Britte setzte seiner verschwenderischen Schwester in seinem Testamente ein Legat mit folgenden Worten aus: „Ich legire meiner Schwester Fanny fünf Guineen, welche sie nicht bei Lebzeiten, aber gleich nach ihrem Tode empfangen soll, damit sie anständig begraben werden könne."

— Franz Baco von Verulum schrieb in sein Testament: „Meinen Namen, mein Andenken hinterlasse ich dem Auslande und — nach Verlauf einiger Zeit, meinen Landsleuten." —

Testament.

Den Liebenden mein Herz und meine Wasserflasche;
Den Dichtern meinen Wein und meine volle Tasche;
Den Eseln meinen Kopf, mein Podagra dem Teufel;
Der Philosophenzunft die stärksten meiner Zweifel;

Dem Allerwelt=Trompeter meine Lunge;
Den Ehrverschneidern in der Lebenshalle,
Dem Recensentenvolke meine Galle;
Mein gut Gewissen allen Advokaten;
Den Damen meine sämmtlichen Charaden;
Den alten Weibern meine Brillen,
Und allen Winden meine Grillen!
Noch eins: Mein richtiges Gewicht den Bäckern,
Und meinen Freimund allen Speichelleckern.

Testament eines Parisers.

Ich vermache meinen Geist — dem Ungefähr,
Der Anatomie — den Leib,
Die Söhne — den Klöstern rings umher,
Dem Teufel, will er's, — mein Weib,
Mein Buch dem Conditor zum Eigenthum
Und meine Töchter — dem Publikum.

Tête-à-tête. Einen Freund von mir besuchte eine Frau, als er eben Mittags am Tische saß und einen Kalbskopf sehr behaglich verzehrte. Als sie dies sah, wollte die Höfliche wieder umkehren; allein da mein Freund sie zwang einzutreten, entschuldigte sie sich sehr, daß sie ein so angenehmes tête-à-tête unterbreche.

Teufel.

Sicher giebt es einen Teufel,
Wie der Zweifel auch dran klaubt,
Denn das eben ist der Teufel,
Daß man an den Teufel glaubt.

Was ist der Teufel? In einem Berliner Schnapsladen führten zwei Sackträger folgendes Gespräch: Bandmann. Weßt Du, was der Deibel is? Grumwald. Ne! Bandmann. Willst Du es wissen? Grumwald. Ja. Bandmann.

Was kriege ich davor? Grumwald. Ich laß' Dich eenen Schnaps einschenken. Bandmann. Is gut! Nun greif mich mal in die Tasche. Wat is da drinn? Grumwald. Nischt! Bandmann. Na, siehst Du, des is eben der Deibel.

Teufel. Ein Zuchthausprediger hielt mit der verworfensten Klasse der Sträflinge Examen, und fragte unter anderem, ob es wohl einen Teufel gäbe. Einstimmig brüllten die Kerle ihr gläubiges „Ja!" denn sie meinten am besten zu wissen, daß der Teufel es war, der sie in Ketten und Banden gebracht habe. „Nein!" behauptete dagegen der Prediger, und führte den Beweis also: „Gäbe es einen Teufel, so hätte er Euch Canaillen längst alle geholt und mich der Mühe überhoben, mit Euch hier Examen zu halten."

Der Teufel, immer in der Literatur zu Hause, auch der arme, spielte vor 300 Jahren eine große Rolle auf den Büchertiteln. 1555 erschien von Masculus der „Hosenteufel," gegen die damals üblichen weiten Beinkleider. Ehe 20 Jahre vergangen waren, gab es schon 24 andere Teufel, Masculus selbst schrieb noch einen „Fluchteufel", einen „Kriegsteufel", einen „Eheteufel", und diesen folgten von Andern der Jagd=, Faul=, Spiel=, Bau=, Schrop=, Zauber=, Gesinde= und andere Teufel, von denen 1575 eine Gesammtausgabe in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Theatrum Diabulorum" erschien.

Teufel. „Ueberreichten Sie Ihre Rechnung dem Beklagten?" fragte ein Advokat seinen Clienten. — „Das that ich allerdings." — „Und was sagte er?" — „Er sagte, ich möchte damit zum Teufel gehen." — „Und was thaten Sie darauf?" — „Nun, — ich kam zu Ihnen."

— Ein Rabulist hatte in einem kalten Winter in der Gerichtsstube einen Termin abgewartet, und wollte dann im

Vorzimmer seinen dort zurückgelassenen Ueberrock wieder anziehen. Jemand, der von diesem Advokaten in einem Prozeß viel chicanirt worden war, befand sich ebenfalls im Vorzimmer. Der Rabulist, die Taschen voll Akten, konnte sich lange nicht mit dem Ueberrock zurecht finden; er zog daran hin und her, und rief endlich ergrimmt aus: „Steckt denn der Teufel in dem verdammten Ueberrock?“ — „Noch nicht, aber bald,“ murmelte der Jemand, indem er herbeieilte, und dem Advokaten beim Anziehen Hülfe leistete.

Teufel.

Sein „Hole mich der Teufel!“ fluchte Veit,
Als Hagestolz, ja, noch als Bräutigam.
Lenoren hat er jüngst gefreit;
Nun flucht er: „Hole mich Madam!“

Der Teufel mit seiner bekannten Teufelei ist in der That ein bewunderungswürdiges Wesen, das nur den einen Fehler hat, kein Mensch zu sein.

Beweis, daß es einen Teufel geben muß. In einer Schenke stritten mehrere Gäste über die Existenz des Teufels, und da die meisten der Meinung waren: es gäbe eigentlich keinen Teufel, so nahm endlich ein Böhme, der bisher stillschweigend dem pro und contra Beweisversuch zugehört hatte, das Wort: „Sie erlauben's, meine Herrn! wenn's giebt kein Teufel, wer sull denn einmal hulen meine schlimme Weib und unsrige spitzbubische Verwalter?“

Teufel. Ihr macht den Teufel nicht kürzer, wenn ihr auch nur T..... schreibt. Gl.

— Ein Minister fragte seinen Fürsten, wer die und die erledigte Stelle erhalten solle? Der Fürst verstimmt, antwortete heftig: „Der Teufel!“ Der Minister verbeugte sich tief und fragte: „Befehlen Ew. Durchlaucht die Ausfertigung in der gewöhnlichen Form: an unsern lieben

Getreuen?“ — Der Fürst bedachte sich einen Augenblick, klopfte dann dem Minister auf die Schulter und sagte: „Nein, mein Lieber! Eben habe ich mich bedacht; der soll sie auch nicht haben; er ist zu nahe mit Ihnen verwandt.“

Teufel. Die gefeierte Sängerin Cuzzoni wollte einst aus eigensinniger Laune durchaus eine Arie von Händel nicht singen. Alles Bitten war umsonst. Da sprang endlich — es war in der Probe — Händel vom Orchester auf's Theater, ergriff die Sängerin, hob sie aufrecht in die Höhe und schrie: „So, Signora! che Voi siete il diavolo, ma io sono il principe de' diavoli!“ (Madame! Ich weiß, daß Sie der Teufel sind, aber ich bin der Oberste der Teufel!)

Erblicher Teufel. In einer kleinen Stadt der Provence wurde früher seit alter Zeit die Passion Christi in einer Procession dargestellt. Einst wurden die Rollen dazu anders vertheilt. Da trat ein Bürger mit ernsten Klagen auf, daß man ihm die Teufelsrolle entzogen und rief: „Welche Ungerechtigkeit! mein Aeltervater, Großvater und Vater waren stets die Teufel und die Rolle des Satans ist dadurch in unserer Familie erblich geworden!“

Teufelsbanner.

Und wie Du auch exorcisirst
Und kräftig aus die Teufel treibst:
Es wird kein Mensch den Teufel los,
So lang Du in der Nähe bleibst. E. G.

Teufelsleugner.

Als Jüngling leugnete den Teufel stets Cleanth
Als Ehemann kam ihm der Glaube in die Hand.

Text. In der Garnisonskirche zu Berlin wurde Schneiders Oratorium: „Das Weltgericht“ aufgeführt. Dabei

war es an mehreren Stellen der Kirche so düster, daß sich die Zuhörer beschwerten, sie könnten den Text nicht lesen. „Gedulden Sie sich, meine Herren und Damen," sagte Jemand, „das ist heute nur die Probe, kömmt das wirkliche Weltgericht, so wird Ihnen schon der Text gelesen werden."

Text und Glossen.

Wer soll, wenn er am Markte steht
Und wahrnimmt, wie in allen Sachen
Der Eigennutz das Rädchen dreht,
Wie Stolz und Thorheit auf sich bläht,
Zu solchem Text nicht Glossen machen.

Theater. Im Carltheater zu Wien wurde die Posse „Judith und Holofernes", eine Parodie der Hebbel'schen „Judith", gegeben. Während der Vorstellung lief ein kleiner Hund, der sich hinter die Coulissen geschlichen, auf die Scene und stellte sich gerade vor Holofernes hin, indem er mit dem Schwanze wedelte. Nestroy, der diese Rolle gab, gewahrte kaum den ungebetenen Gast, als er pathetisch ausrief: „Was will dieser junge Assyrer hier?" Das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus und der junge Assyrer entfloh mit gesenktem Schwanze.

— Unsere Theater haben keine Oper von Händel auf dem Repertoir, denn es giebt schon der Repertoiropern wegen Händel genug zwischen den Sängern.

— Des „Teufels Antheil" sollte man so selten wie möglich geben, denn der Teufel hat ohnedem Theil genug am Theater.

— Die Bretter bedeuten die Welt, wie man sagt, deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn so Viele auf dem Holzwege sind.

Theater. Im Lustspiel: „Stadt und Land", wo der Baron Watzdorf die beiden Fräulein zur Flucht beredet, sagte derselbe statt: „Wir reisen nach der Schweiz, lassen uns dort copuliren, schreiben nach Hause an Vater und Mutter und berichten ihnen unsere glückliche Verbindung, und alles ist gut: Wir reisen nach der Schweiz, — — — berichten unsere glückliche Entbindung, und Alles ist gut."

— Bei der Vorstellung eines neuen Theaterstückes, worauf die Erwartung des Publikums sehr gespannt war, hatten viele Personen durch ein Geschenk sich ein Mittel verschafft, durch einen Nebenweg Plätze im Theater zu erhalten, ehe noch die Kasse und der Eingang geöffnet war. Einer der ersten Zuschauer, der auf dem graden Wege in das Schauspielhaus gekommen war, erstaunte nicht wenig, schon so viele Plätze besetzt zu finden, und rief im Unwillen aus: „Das ist eine wahre Schändlichkeit, daß das Haus schon halb voll ist, ehe noch ein Mensch hineingegangen."

— In Athen ist das Theater des Herodes ausgegraben worden. Es wäre höchst ersprießlich für die Kunst, wenn dafür in Deutschland mehrere verschüttet würden. Gl

— Den deutschen Theater-Congressen sollte doch auch von den Regierungen Hülfe werden. Vielleicht legt sich die griechische in's Mittel und verschafft, da die Griechen doch früher diesen Münzfuß hatten, dem deutschen Theater das, was ihm am Meisten noth thut — einige Talente.

— Als in einem kleinen Winkeltheater sowohl oben im Paradies, als unten im Parterre Lärm entstand, rief der Director: „Ich bitte um Ruhe, sicut in coelo, ita et in terra!"

— Die Theater-Vereins-Ztg. theilt folgenden Theaterzettel aus New-York mit: „Die Räuber," oder „Franz heißt die Canaille," oder „das mitternachtstündliche Schauer-

gemälde," oder „der Rabe Hermann und ein freies Leben führen wir." Ein Räuber- und Spitzbubenstück in mehreren Abtheilungen. Mit einem Vorspiel. (!) Von Friedrich von Schiller.

Theater. Als einst von den Schwächen der deutschen Bühne die Rede war, sagte Jemand: „Es ist doch seltsam, daß unsere Bühnen so viel Werg am Rocken haben, während ihre Mitglieder das Hecheln so gut verstehen.

— Aus dem Tagebuche eines alten Theater-Intendanten.

Wie zum Dichter muß man auch zum Theater-Intendanten geboren sein. Ohne Geburt ist Niemand dazu befähigt.

Classische Stücke sind solche, für welche man keine Tantième zu zahlen braucht.

Das Lob eines Lessing's über meine Leitung darf mir nicht so viel gelten wie das gnädige Kopfnicken des 14jährigen Prinzen von Pilzethal-Mottenburg.

Die heutige Bühne ist eine moralische Anstalt — für das ihr fern bleibende Publikum.

Meine „Künstler" oder „Künstlerinnen" geben nur dann etwas auf die Kritik, wenn sie gelobt sind oder sein wollen.

Dramatische Novitäten sind wie heirathsfähige Töchter; je häßlicher sie sind, je reicher muß ihre Ausstattung sein, um ihnen Liebhaber zu verschaffen.

Durch schöne Decorationen wird man am leichtesten decorirt; alle Bände von Shakespeare, Schiller und Goethe bringen nicht ein Band in's Knopfloch.

Wer Wahrheit will, muß sie nicht auf, sondern hinter der Scene suchen.

Die Schauspielkunst ist die einzige, bei welcher die Einbildung die Stelle der Ausbildung vertritt.

Nur die Autoren nicht höher honoriren! — Je mehr goldenen Boden die Kunst kriegt, je mehr wird sie Handwerk.

Claqueure sind officiöse Zeitungen mit den Händen.

Wenn ein junger Mensch weder durch Geburt noch durch Geld oder Wissen befähigt ist, eine Rolle zu spielen, so spielt er verschiedene.

Gäste pflege ich höher zu ehren als zu honoriren und Mitglieder höher zu honoriren als zu ehren.

Schöne Mieglieder des Corps de Ballet sind die Seele der Bühne.

Die deutsche Bühne hat unbestreitbar mehr Agenten als gute Acteure.

Die schlimmsten Theateragenten sind die hohen Mäcen hinter den Coulissen.

Die Aufführung neuer Dramen ist von der Aufführung ihrer Verfasser abhängig.

Ich habe bei meiner Hofbühne nur einen einzigen Schauspieler, der gut spricht, und auch dieser — nur von sich.

Gl.

Theater.

Der Himmel als Theater-Intendant.

Eine Teufels-Parodie.

Die Welt ist ein „Theater!" — Das ist ein so altes Stück, daß jeder Hoftheater-Intendant es aufführen kann. Die Welt ist ein „Hoftheater," — denn sie bringt nichts Neues; der Himmel ist Intendant dieser Bühne, mit dem Unterschiede: der Himmel machte sein Theater aus Nichts, unsere Intendanten machen ihr Theater zu Nichts. Die Welt

ist ein Theater. Die Erde ist das Podium; die Himmel sind die Soffitten; Berge, Bäume, Wälder sind die Coulissen; Wolken, Regenbogen, Nordlichter sind die Decorationen; die Frauenzimmer sind die Verwandlungen; die Phantasie ist das Flugwerk; das Schicksal ist der Schnürboden-Meister; der Eigennutz ist der Souffleur; die Liebe ist der Theatermaler, und das Grab die sicherste Versenkung. Der Mensch aber ist der erste Schauspieler und der größte Coulissenreißer der Welt. Wenn der Mensch auf die Welt kommt, fängt er laut an zu schreien und je stärker er schreit, desto besser wird er von seiner Amme recensirt. Der Mensch spielte sogleich den Komödianten-König: er gab sich dreist für den Monarchen der Schöpfung aus. Und der Mensch hatte auch sogleich eine Königs-Natur, denn am sechsten Tage ward er König und schon am siebenten hat er geruht. Wenn die Zeit — diese Courtine zwischen dieser und jener Welt — niedersinkt, und der Mensch hat seine Rolle gut gespielt, so wird er herausgerufen aus seinem Grabe. Ein guter Engel stößt als Recensent in die große Posaune der Auferstehung und der Chor der Seligen auf der höchsten Gallerie schreit: „Hierbleiben!“ Hat der Mensch aber seine Rolle schlecht gespielt, so bleibt er liegen und kein partheiisches Blatt nennt ihn unsterblich.

Bevor dieses Theater, die Welt, erschaffen worden, war Alles unförmlich und finster. Das war vermuthlich eine große Generalprobe. Jetzt ist Alles förmlich finster! Gleich darauf sorgte der Theaterdirector für Beleuchtung, und das Licht ward erschaffen. Hier dringt sich uns die Frage auf, wenn das Licht erschaffen wurde, wo ist es hingekommen? Bei Licht betrachtet, findet man nirgend Licht. — Es ist sehr gut, daß das Licht zuerst erschaffen wurde und dann erst der König der Schöpfung, der Mensch.

Wenn der König zuerst erschaffen worden wäre, er hätte gar nicht erfahren, daß das Licht noch erschaffen werden sollte. Der Himmel erschuf zwei Lichter, eines zur Regierung des Tages und eines zur Regierung der Nacht. Es war also schon vom Himmel beschlossen, daß beim Theater die Nachtlichter mitregieren. Nachdem die Theaterbeleuchtung fertig war, sorgte der Himmel auch für die „Fachspieler." Und der Intendant brachte allerlei Vieh hervor. Carl Moor's Schimmel, den Elephanten der Palmyra, den Hund des Aubry, die Wölfin Jutta, den Affen Jokko und Ochsen und Esel ohne Zahl. Und der Intendant sah sein liebes Vieh an und freute sich und sagte: ‚Das ist gut!" — Der erste Schauspieler wollte gleich spielen, sobald er erschaffen war; allein er blieb stecken, denn es war kein Soffleur da. Alsdann machte der Intendant, der Himmel, auch den Souffleur und blies dem Menschen den Geist in die Nase ein! — Von daher mag es kommen, daß alle Künstler so aufgeblasen sind. Der erste Schauspieler wurde aus Erde gemacht, er muß also schon ein Künstler gewesen sein, denn es heißt: „Und es ging ein großer Dunst vor ihm voraus."

Die erste Rolle, welche Adam, der erste Schauspieler, spielen sollte, muß sehr lächerlich gewesen sein, denn er verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf. Allein ein ächter Theater-Intendant plagt seine Schauspieler auch wenn sie schlafen. Es wurde Herrn Adam also gleich für seinen ersten Schlaf etwas abgezogen, eine Rippe nämlich, die er jedoch später als Extra-Zulage wieder empfing.

Eva war also die erste Schauspielerin. Sie spielte naiv, die Gurli und derartige Partieen. Sie schämte sich nicht ein bischen und fraß den ganzen Tag Aepfel. Eva muß eine gute Acquisition gewesen sein, denn ihr

Costüm kostete nicht viel. Der Himmel sah aber ein, daß, wenn seine Künstler nackt bleiben wollten, die Recensenten nichts herunterzureißen hätten. Er machte ihnen also Kleider aus Thierfellen, auf welchen sie auch schliefen. Von daher mag es kommen, daß die Hofschauspieler noch immer stramm auf der Bärenhaut liegen. Zuerst kleideten sich die beiden Menschen in Feigenblätter; also schon bei den allerersten Schauspielern mußten die Blätter die Blößen der Künstler bedecken helfen. Die Theatergesetze, welche der Himmel gab, wären für die Künstler nicht drückend, und sie befolgten sie gern, denn das Hauptgesetz hieß: „Seid fruchtbar und mehret Euch!“ — Und daß sich die Schauspieler vermehrten, kann schon daraus bewiesen werden, daß der Teufel so viel holen mußte, um nun einen eigenen Theaterteufel anzustellen. Ein zweiter Beweis ist, daß noch so viele Schauspieler da sind, die selbst beim Director Pokorny in Wien engagirt sein wollen, und blos deßhalb, weil sie sich dort vor dem Teufel nicht fürchten — denn da ist nichts mehr zu holen! — Auch nicht einmal für den Teufel.

Ein zweites Gesetz war: von den verbotenen Aepfeln nicht zu essen, denn der Intendant fürchtete, die Augen möchten ihnen aufgehen. Da sich jedoch nie ein Künstler abhalten läßt, eine verbotene Frucht zu pflücken, so naschte Eva sogleich und zwar sie zuerst, weil sie auch am leichtesten den Intendanten wieder 'rumkriegen konnte. Und so war es auch! Kaum hatte sie von dem Apfel gebissen, so kam der liebe Intendant und fragte: „Eva, wo bist Du?“ — Sie aber versteckte sich. O, schöne Zeit! Patriarchalische Zeit! — Wo versteckt sich jetzt eine erste Liebhaberin, wenn der Intendant sie besucht?!

Das dritte Gesetz war: vom Baume des Lebens

sollten sie nicht essen; denn wenn die ersten Schauspieler ewig gelebt hätten, das wäre entsetzlich für den Pensionsfond gewesen.

Adam ward neunhundert Jahr alt. Der Kerl muß was Rechtschaffenes zusammengespielt haben! — Es ist schade, daß er nicht heute noch lebt. Ich kenne ein Theater, wo er mit einem fast eben so alten Künstler in der Rolle des Grafen Klingsberg Vater alterniren könnte. — Eva spielte noch in ihrem fünfhundertsten Jahre jugendliche Liebhaberinnen. Gehorsamer Diener — da ist leicht Intendant sein. Jetzt, wenn ein Intendant eine Schauspielerin von nur 68 Jahren junge Mädchenrollen spielen läßt, schreit das verdammte Recensenten-Gesindel gleich Zeter und Mordio!

So lange Adam und Eva allein waren, spielten sie nur ein Kotzebue'sches Stück: „der häusliche Zwist.“ Allein als Kain und Abel dazu kamen, gaben sie zuerst eine Schiller'sche Tragödie: „die feindlichen Brüder,“ und der ältere Bruder declamirte, wie Hugo in der „Schuld“:

„Kain wißt Ihr schon, denn er fiel von meiner Hand.“

Kain war der erste dramatische Künstler, welcher gezeichnet wurde, und zwar schon damals, wie viele jetzt, auf eigene Kosten!

Also nachdem Adam und Eva gesündigt hatten, mußten sie das Hoftheater verlassen. Damals war man viel strenger als jetzt. Sie bekamen ihren Abschied, trotzdem sie mit der sichern Aussicht auf lebenslängliches Engagement angestellt worden. Das trifft sich so zuweilen bei Hofthea-tern! Der Intendant stieß sie aus dem Theater und verfluchte sie, daß sie wie die Bauern das Feld bestellen sollten. Und da lernten die ersten Schauspieler die ersten

Bauernfeld'schen Rollen kennen. Kain wurde der erste anerkannte Bösewicht und Heldenspieler. Er muß sich ein schönes Stück Geld verdient haben, denn er baute sich nach kurzer Zeit eine ganze Stadt. Die heutigen Schauspieler bringen es höchstens zum Grundeigenthume, aber alle aus Kunstgründen.

Bald darauf fingen sich die ersten Schauspieler dermaßen zu mehren an, daß in jedem Dorf ein Theater war. Die Hoftheater-Intendanten thaten Alles, um die dramatische Kunst vollends todtzuschlagen und so ging's denn mit dem Schauspiel zu Ende und die Oper kam in Flor.

Die ersten Primadonnen hießen Ada und Lili, die müssen sehr hoch gesungen haben, denn der Himmel sprach: „Euer Geschrei ist zu mir emporgestiegen." — Nun begann die Musik mit ihrem Lärmen die Welt zu verrücken. Auch die Instrumental-Virtuosen entstanden. Tubal-Kain war der erste Clavierspieler, denn es heißt von ihm: „er hämmerte Tag und Nacht." Und so ging das liebe Schauspiel ganz zu Grunde. Ueberhaupt sah der Himmel den Ruin des Schauspiels darin, daß die Söhne der Großen sich zu viel herabließen zu den Töchtern der Erde, den sinnlichen Schauspielerinnen. Dann entstanden auch die Recensenten, denn es heißt: „Da erstanden böse Menschen, die sich Götter dünkten, und waren voll Raub und Gewaltthätigkeit." — Wenn das keine Recensenten waren, so giebt es keine Recensenten mehr!

Da bereute der Himmel, daß er die ganze Komödie angefangen hatte. Er bereute, daß er den Menschen gemacht; allein es war geschehen, da half nichts mehr. Er beschloß also, seine Truppe zu bestrafen. Wie aber kann man Schauspieler und Künstler ärger bestrafen, als wenn man ihnen nichts als Wasser giebt? — Er nahm alle Sünden, welche

die Schauspieler an den Dichtern und an der Kunst begingen und die ganze Fluth von erbärmlichen Theaterstücken nahm er und machte daraus

die Sündfluth!!

Nur eine Künstlerfamilie sollte sich retten — Noah mit seinen Kindern. Noah war gewiß ein großer Künstler, denn er war der erste, der sich einen Rausch verschaffte. Und der Intendant sprach zu seinem Favoritkünstler: „Geh' in den Kasten und nimm von allerlei Vieh mit!" — Die Sorge des Intendanten erstreckte sich besonders darauf, daß das liebe Vieh nicht ausgerottet werde.

Auch allerlei Gewürm mußte Noah mitnehmen, denn wäre das kriechende Gewürm ausgerottet worden, wer wäre dann als begünstigter Regisseur in der Antichambre des Hoftheaters umhergekrochen?

So trieb sich die kleine Künstlerfamilie 150 Jahre in der Arche herum, in der sie recht flott lebte. Endlich nach 150 Jahren erinnerte sich der Himmel-Intendant wieder seiner schwimmenden Truppe und er beorderte einen Wind, um ihr zu helfen. Nun machen zwar die Intendanten Alle viel Wind, allein das hilft gewöhnlich den Schauspielern nichts. Jener Wind aber trocknete aus und vertrieb den Regen.

Endlich ließ sich die Arche auf einen Berg nieder; ob es der „Hamburger Berg" war oder der „Templower Berg" oder der „Falkenberg," — das weiß man nicht. Es scheint aber, daß er in der Gegend von Italien war, denn als die Taube zurückkam, brachte sie ein Oelblatt mit. Es war demnach ein Olivenwald in der Nähe. Das erste Blatt dieser Schauspielerwelt war also ein Oelblatt und ein Oelblatt ist auch das einzige Blatt, bei dem ein Redacteur fett

werden kann. Die erste Redactrice war eine Taube; das ist ganz bezeichnend, denn wenn man alle unsere Redactionen ansieht, muß man gestehen, die Tauben können sie nicht kleiner zusammentragen.

Ueber den Gehalt dieses ersten Blattes bekommen wir auch sichere Kunde, denn kaum hatte es Noah gesehen, da merkte er, daß auf der Erde Alles trocken sei. Der Himmel ließ die geretteten Schauspieler aussteigen und versprach, sie nie mehr zu ersäufen. Und die Schauspieler waren von dieser Güte des Intendanten sehr gerührt. Der Himmel sprach die Schauspieler von aller Schuld frei und wälzte den Vorfall der Bühne ganz auf die Theaterdichter, denn er sagte: „Ich sehe schon, das Dichten der Menschen ist böse von Jugend auf."

Noah aber wollte einen Fonds anlegen für alle unglücklichen Künstler, Dichter und Recensenten. Und er pflanzte den Weinstock, allein wer möchte jetzt einen Weinstock? — Die guten Trauben hängen zu hoch; das Lesen bringt keinen Nutzen und bei dem Zustand unserer Presse weiß kein Mensch, wo Barthel den Most holt, auch nicht

M. G. Saphir.

Theaterdirector. Ein Theaterdirector soll ein guter Astronom sein, denn er soll die Bahn der Sterne am Bühnenhimmel verfolgen und berechnen können, ob sie ihm etwas einbringen. Außerdem soll er wissen, ob sie Fixsterne oder Planeten sind und ob sie mit eigenem Licht oder dem der Reclame leuchten. Er soll ein guter Botaniker sein, denn er muß oft durch die Blume sprechen und hin und wieder auch auf den Strauch schlagen. Er muß mit Blättern vertraut sein und das Theater zur Blüthe zu bringen wissen, er soll die Zucht des Goldregens, des Tausendgüldenkrautes ver-

stehen und den Lorbeer wohl zu cultiviren wissen. Auch die Chemie darf ihm nicht fremd sein, denn er soll sich auf Proben verstehen und etwas gut präpariren können. Er muß auch Alchymist sein, denn ihm liegt ob, Gold und Silber zu machen und Kenntnisse in der Optik haben, da er sich auf die Perspective verstehen muß und nie durch eine gefärbte Brille sehen soll. Er soll Architect sein, denn er muß wissen, wie man Häuser macht und wie man das Publikum erbaut. Er muß auch im Commerziellen Bescheid wissen, denn er soll die Handlung eines Stückes zu beurtheilen wissen, selbst immer recht und zweckmäßig handeln und den Wechsel von Stücken so einrichten, daß er ohne Protest acceptirt wird. Er muß auch Hutmacher sein, denn er hat viele Köpfe unter einen Hut zu bringen und die Claque zu besorgen. Vor allem aber muß er musikalisch sein, denn er muß Alles in Harmonie erhalten, dabei stets erste Violine spielen, bisweilen Posaune blasen, manchen Contrapunkt zu behandeln und Dissonanzen aufzulösen wissen und im Nothfalle selbst einen Accord zu Stande bringen können.

Sein Repertoir muß er folgendermaßen zusammenstellen: Er denke zuerst immer daran, das Stück: „**Wenn Leute Geld haben**“ spielen zu lassen, und womöglich den „**Millionär**“ zu geben, und setze deshalb zuvörderst „**Viel Lärmen um nichts**“ geschickt in Scene. Für das Publikum gebe er „**Was Ihr wollt**“ und seinen Mitgliedern „**Maaß für Maaß**“, damit die „**Komödie der Irrungen**“ und die „**Zähmung der Widerspenstigen**“ nicht zu oft aufgeführt werde. Wenn „**Kabale und Liebe**“ an seiner Bühne spielt, soll er sich nicht darum bekümmern, und hüte sich wohl vor der „**Schuld**“.

„**Eigensinn**“ darf nie Repertoirstück bei ihm sein, ebenso wenig wie „**Münchhausen**“, wenn er auch „**Wahrheit und Lüge**“ nicht vermeiden kann. Er hüte sich in jeder Beziehung vor „**Zurücksetzung**“ und sei stets bestrebt, „**Den besten Ton**“ möglichst vollkommen zu geben. „**Einen großen Zwist um eine Kleinigkeit**“ vermeide er, den „**Parasit**“ verachte er, und wahre sich vor „**Theatralischem Unsinn**“, vor „**Weiberthränen wirken**“, und vor „**Falschen Biedermännern**“. Kurz, er richte sein Hauptaugenmerk auf „**Ende gut, Alles gut**“, damit er „**Jerusalems letzte Nacht**“ nicht erlebe.

Theaterdirectoren werden, da die Gagen enorm hoch sind, leicht vom Schwindel befallen und befinden sich im Allgemeinen am unwohlsten, wenn sie wenig einnehmen.

E. G.

Theatergesetze. Liebster Regisseur, es ist wirklich mit dem Director nicht mehr auszuhalten, immer neue Theatergesetze und ewiges Strafen wie im Hoftheater. Denken Sie sich, jetzt bei der Grippe soll man während der Probe nicht einmal mehr spucken, gleich kostet es 8 Groschen, ich bitte Sie, wenn also die Probe etwas lange dauert und man spuckt drei Mal aus, so hat man einen Thaler verfrühstückt.

Thee. Der Thee, bestimmt, die Damenwelt zu letzen,
Ist, wie bekannt, ein ächt chinesisch Wort;
Das muß aus unsrer Sprache fort.
Purismen sind nun einmal meine Puppe;
Wie könnte man wohl Thee am besten übersetzen?
Ich dächte fast durch — Plauderſuppe.

Der eheliche Theil. Eine Frau, deren Kind nicht schlafen wollte, und immerfort schrie, weckte ihren sanft neben

ihr schlafenden Mann, sie mit dem Wiegen des Kindes abzulösen, und führte als Hauptgrund für ihre Bitte an, daß er eben so gut wie sie Theil an dem Kinde habe. „Du hast recht," sagte der Mann, indem er sich auf die andere Seite legte, „wiege Du also Deinen Theil, ich lasse den meinigen schreien."

Theilnahme dauert in der Regel nur so lange, als es wirklich etwas zu theilen giebt.

Theilung. Zwei Bauern gingen nach der Residenz. Abends fragten sie: „Wie weit haben wir noch hin?" — „Vier Meilen," sagte ein Wanderer. „Nun, Bruder," versetzte der Eine, „jetzt haben wir halt Jeder noch zwei zu marschiren."

Themis. Ein Pariser Blatt machte durch einen Druckfehler aus den Schreibstuben derselben (greffes) Krallen (griffes). Beide Worte sind bei der Themis oft allerdings synonym.

Einer Themis ohne Schwert wirft man die Waage an den Kopf. Börne.

Theophilus, der griechische Kaiser, der im 9. Jahrhundert, seines Vaters Michael II. Nachfolger, als gepriesener kriegerischer Regent herrschte, war zugleich ein äußerst uneigennütziger Mann. Als er eines Tages ein mächtiges Schiff in Stambul's Hafen Anker werfen sah und erfuhr, daß dieses der Kaiserin gehöre, brach er in großen Unwillen aus: „So hat denn Gott mich zum Kaiser gemacht und meine Gattin zur Kaufmannsfrau! Ist wohl jemals ein Kaiser vor mir an eine solche vermählt gewesen?" Darauf ließ er das Schiff in Brand stecken und sprach die goldenen Worte: „Wenn die Fürsten sich auf die Handelschaft legen wollen, müssen ihre Unterthanen Hungers sterben."

Theorie.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie:
Grün ist allein des Lebens goldner Baum.

Goethe.

Theoretiker.

Was Theoretiker sind? 'S sind Menschen in dicken Folianten,
Prüfend, ob, was Dir geschmeckt, wirklich genießen sich ließ.
Aber die Logiker, hm? Weltweise, die weise beweisen,
Daß, was von selbst sich versteht, nie wird verstanden von uns.

Gl. und Sanders.

Thiere und Menschen. Es ist ein Glück, daß die Thiere keinen Verstand und keine Sprache haben, sie können sagen: Das Thier hat zwei Vorzüge vor dem Menschen: es denkt nicht, und es spricht nicht! Die Thiere haben keinen Verstand, darum haben sie auch kein Narrenhaus; sie haben keine Sprache, darum haben sie auch keinen Sprachenkampf. Die Thiere denken nicht, darum verdenken sie auch nicht jeden guten Gedanken; sie sprechen nicht, darum versprechen sie auch nicht, was sie nicht halten wollen! Sie gehen nicht aufrecht, aber sie gehen auch nicht auf Unrecht! Unter den Thieren giebt's keine Aerzte, sie sterben doch; unter den Thieren giebt's keine Advocaten, man zieht ihnen doch die Haut über die Ohren; unter den Thieren giebt's keinen Unterschied der Stände, der Königstieger darf doch nicht mehr Flecken haben, als ein ordinäres Thier; unter den Thieren giebt's keine Humoristen und sie kommen doch oft in die Sauce. S.

Das giftigste Thier ist eigentlich der Mensch. Nur er vergiftet oft seine eigene Gattung selbst in zärtlichster Vereinigung.

Thier=Ideen. Das heißt: Was sich manches Thier denken muß, wenn es sieht, was die Menschen Alles tentiren, wie sie die Thiere malträtiren und sich selbst sekkiren.

1) Ein halb Schock Schnecken werden in eine Pfanne mit Wasser geworfen und zum Feuer gestellt. Nach und nach wird das Wasser warm, und die Schnecken erwachen aus ihrem Winterschlaf. — Eine Schnecke spricht: Heuer bekommen wir 'mal ein zeitliches Frühjahr. Wie's schon warm wird! Ordentlich schwül! Das Wetter kann unmöglich gesund sein! Eine andere Schnecke: Mir wenigstens thut es nicht gut; mir ist schon ganz unwohl. Dritte Schnecke: Au! Au! Die Hitze auf der Seite ist gar nicht auszuhalten! Vierte Schnecke: Wohlan, so macht die Hausthüren auf! Vielleicht wenn wir in's Freie kommen, wird's kühler. Sie machen die Schneckenhäuser auf; das heiße Wasser dringt ein und bringt sie alle auf einmal um. Die Köchin richtet an, der gnädige Herr speist und hat keine Ahnung davon, was sich die armen Kerle gedacht und was sie gelitten haben.

2) Ein angespießter Schmetterling spricht mit sich selbst: O mein Gott, was hab' ich denn dem kleinen Buben gethan, daß er mich so martert?! — War's denn eine Sünde, daß ich froh umherflog auf den schönen Blumen und mich wärmte im Sonnenschein? Dem Buben hab' ich ja nichts weggefressen! Das Bischen Blumenstaub und die paar Tropfen Thau hätte er mir wohl gönnen können. Auch bin ich ihm nicht in den Weg geflogen. Die Welt ist ja so groß, ein Jedes hat Platz darin. Für die kurze Freude ist der Schmerz zu viel. — Er zappelt sich zu Tode. Der kleine Bube nimmt ihn vom Brett weg, steckt ihn unter seine Schmetterlings=Sammlung, und der Vater hat eine

unsinnige Freude, daß sein Sohn sich auf eine so vernünftige Weise unterhält.

3) Ein Kettenhund, der schon drei Tage nichts hat zu fressen bekommen, weil sein Herr gar nicht mehr an ihn gedacht, hält einen Monolog: Wau! Den Hunger, den halte der Teufel aus, und die Kälte! (Er heult). Das ist ja ein wahres Hundeleben! Wenn ich nicht den Schnee lecken könnte, wäre ich schon längst verdurstet. (Heult.) Ich fresse noch meine Hütte auf! (Heult). Pfui Teufel, ist das menschlich? Oben fressen und saufen sie, daß ihnen die Haut zu eng wird, und mich lassen sie hier verhungern, zum Lohne dafür, daß ich mich mit Bettlern und Spitzbuben herum zanke und das Haus bewache! (Heult). Glaubt Ihr denn, ein Thier hätte gar kein Gefühl? Ich meine, ein honetter Hund könnte manchem Menschen in diesem Punkt als Muster dienen. (Heult noch stärker). Wenn ich nur ein paar Brocken hätte oder Schinkenknochen! Herr je! Da kommt mein Herr! Vivat der gute Herr, der bringt mir was! — Er heult vor Freuden, springt seinem Herrn entgegen, wackelt unbändig mit dem Schweif. Der Herr prügelt ihn tüchtig durch, weil er so geheult hat, der Hund kriecht ganz demüthig in seine Hütte. Am folgenden Morgen fällt dem Herrn ein, daß sein Hund schon drei Tage nichts gefressen hat, er trägt ihm die Ueberbleibsel vom gestrigen Schmause hin, der Hund leckt ihm die Hand und macht die Augen zu. Aber fressen kann er nicht mehr, denn er ist schon hin.

4) Eine Kröte sitzt auf einem Wiesensteg, ein altes Weib geht vorbei, sieht die Kröte, fährt erschrocken zurück. Die Kröte schaut sie eine Zeitlang an und denkt sich: Na, warum graut's denn der alten Hexe vor mir?! Glaubt die vielleicht, sie sei viel schöner als ich? Ein altes Weib

und eine Kröte, da wird einem die Wahl schwer! Sieht eine der andern gleich. Die Hand voll Falten, das Gesicht voll Warzen, das Blut kalt, die Bewegung schwerfällig, und was das Gift anbelangt, da haben hundert Kröten noch nicht so viel im Leibe, wie eine einzige alte Kaffeeschwester. Und trotzdem will sie noch die Eklige spielen! Lächerlich! — Sie hüpft weiter und versteckt sich ins Gras.

5) Eine Lerche spaziert im Bauer auf und ab, schaut sich die Drähte draußen an, macht einen Schopf, fängt zu singen an, hört aber gleich wieder auf: Wen da das Singen nicht verdrießen soll, den möchte ich kennen! Ich möchte nur wissen, warum ich hier eingesperrt bin? Da haben sie mir ein paar Halme Hafer angebracht, und nun soll ich wahrscheinlich glauben, ich sei im Freien, und soll ihnen fleißig was vorsingen. Justament nicht! (Sie scharrt vor Zorn im Sande und fegt im Bauer umher). Ach ja, ich will doch wieder singen! Es ist doch das Gescheidteste, was ich thun kann. Was ein rechter Vogel ist, kann das Singen nicht lassen. — Sie fängt hellaut an zu singen und vergißt ganz daran, daß sie eingesperrt ist.

6) Ein Hund liegt in einem Winkel und sieht einer Katze zu, die einer alten Jungfer schmeichelt, welche eben beim Kaffee sitzt: Da schau mir nur Einer das Beest an, wie's der Alten wunderschön thut, weil es Kaffee riecht. Wenn sie ihre Portion runter hat, nachher fährt sie ab und sieht zu, daß sie bei der Nachbarin was zu naschen kriegt, und spaziert auf's Dach zum Amanten; kommt aber zu der gehörigen Zeit wieder, wenn das Abendbrod auf dem Tische steht, alsdann geht das Schmeicheln und Schönthun wieder von vorn an. Da könnte man wohl in die

Versuchung kommen, zu sagen: Die Katze hat Menschenverstand!

7) Ein Hase hört schießen und Hunde bellen. Er macht Männchen und schaut sich ein wenig um: Mir scheint, das geht mich an. Ist das ein Schießen und Gebell, daß einem Hören und Sehen vergeht! Oho! Von dort kommt's her! Die Spitzbuben-Hunde werden nicht eher Ruhe geben, bis sie mich haben! Im Grunde ist so ein Hund doch ein armer Kerl, bis er unter die Menschen kommt, die lehren ihn nachher das Hasenhetzen, und das nennen sie: Dressiren, Abrichten. Eine schöne Sache um so eine Dressur: ein Vieh auf's andere hetzen. Wenn das menschliche Wissen nichts Besseres bezweckt, dann bin ich froh, daß ich nur ein Hase geworden bin. (Er fährt ab.)

8) Ein geschorenes Lamm kommt zu einem Schöpsen. — Das Lamm: Schau mich an, wie ich aussehe! — Sie haben mir den Frack vom Leibe gerissen. — Der Schöps: Ja, in dem Leben geht es ohne Schererei nicht ab! (Lacht laut.) — Das Lamm: Lachen und Witzemachen, wenn einem Andern was Unangenehmes geschehen, das kann wahrlich nur ein — Schöps!

9) Ein Kater klettert auf ein Hausdach und sucht in allen Ecken umher: Sackerlot! Jetzt hab' ich das Stelldichein versäumt. Die wird einen schönen Spektakel machen! Sie ist ohnedies schon so eifersüchtig und mißtrauisch! Miez! Miez! Sie ist richtig nicht da. Mich kann nur das hochfahrende Wesen giften; weil ich um eine Viertel-Stunde zu spät komme, fährt sie ab. Na, die wird auch noch nachgiebiger werden. Sie sollte nur schauen, wie die Mädchen oft Stunden lang in der größten Kälte umhertrippeln, und auf ihre Verehrer warten, bis es diesen gefällt, aus den Kaffeehäusern fein langsam daher zu kommen.

10) Eine Mücke fliegt auf einem Dorfe am Sonntag umher: Das ist ein Leben! Hier ist Blut und Saft! So laß ich es mir gefallen. Heut kann man es sich aussuchen. Am ersten Mai war ich im Odeum, aber die nobeln Herrschaften haben nichts als Essig in den Adern; es war kein Tropfen gutes Blut zu kriegen. Und was kostet es für Anstrengung, bis man bei solch einer Dame auf die Haut kommt! Die Hände stecken in Glacé-Handschuhen, daß es noth thäte, man bohrte einen artesischen Brunnen durch. Das Gesicht ist unmenschlich mit Bleiweiß belegt, daß eine honette Mücke gleich Kolik krtegt, wenn sie nur in die Nähe kommt, und die Waden sind dermaßen ausgestopft, daß einem gleich der Rüssel in der Watte stecken bleibt. In Gesellschaften gehen sie freilich halb nackt, aber nicht der Mücken wegen, da sollen die Männer anbeißen! — Es geht ein wunderhübsches Bauernmädchen vorüber, die Mücke setzt sich ihr auf die Stirn und trinkt sich behäbig voll. Wie sie genug hat, fliegt sie fort und summt: Ich hab' sie ja nur auf die Stirn geküßt.

11) Ein Droschkenpferd steht am Faschingsdienstag um 2 Uhr Morgens vor Kroll's Wintergarten. Vor Müdigkeit läßt es Kopf und Ohren hängen und sagt zu seinem Nebenpferd: Du, Christoph, ich spüre, mit mir ist es bald aus. Der Fasching hat mir den Rest gegeben. Ich habe es auf der Brust. Vor drei Jahren habe ich mir beim Pferderennen den ersten Stoß geholt, da hab' ich die zwei ersten Preise gewonnen, und aus Dankbarkeit verkaufte mich mein Graf nachher einem Droschkenfuhrmann. Ist ein recht ruhiges Brod! Und wie's hier zieht! Jetzt war ich im Schweiß und muß mich hierherstellen, wo der Wind daherfaust, daß es mir durch Mark und Bein geht. Nachher wundert sich mein Herr noch, wenn das Traben ein wenig

steif ausfällt. Das ewige Frottiren mit der Peitsche curirt einen auch nimmermehr. Das ist heut die zweiund-dreißigste Nacht, die ich im Freien zubringe, ich bin schon mehr Nachtwächter als Roß. Jetzt sollte nur noch wo Feuer ausbrechen und ich an eine Spritze gespannt werden, weiter fehlte mir nichts. Gäbe es nur mehr berühmte Sängerinnen und Tänzerinnen hier, denen die enthusiastischen Strohköpfe an den Triumphwagen zögen, dann hätten die Pferde doch mitunter Stellvertreter. Herr Je! Da steigt schon wieder wer ein! Einer, zwei, drei, vier, na! nimmt das gar kein Ende? So, das dicke Frauenzimmer auch noch! Die wiegt, gering gerechnet, zwei Centner. Nun freue Dich, Christoph, das geht Dich an; heut kannst Du allein ziehen; ich werde froh sein, wenn ich nur geschwind genug neben her rennen kann. — Den Pferden werden die Decken abgenommen, der Kutscher peischt los, und unser Held stolpert neben dem Christoph fort.

12) Ein Kälberwagen hält vor einem Wirthshaus an. Die Kälber unterhalten sich. Erstes Kalb: Eine schöne Equipage das; ich glaube, sie sehen uns für Häringe an. Zweites Kalb: Du, sieh einmal nach, ob mein Genick noch ganz ist. Mir wird der Kopf gleich abfallen. Die Spitzbuben-Leiter schneidet mich so ein, daß ich schon gar keinen Athem mehr schöpfen kann. Drittes Kalb: Mir haben sie die Füße zusammengebunden, als ob ich ein grimmiger Löwe wäre. Fünftes Kalb: Und Ihr liegt alle auf mir, daß ich schon so dünn bin, wie ein Blatt Papier. Wenn ich nur einen Tropfen Wasser kriegen könnte, das Andere wollte ich gern leiden. Aber der Durst thut weh. Sechstes Kalb: Darum hat der Kutscher auch schon die dritte Stange Weißbier unten. — Der Kutscher kommt aus dem Wirthshaus

heraus, wischt sich den Mund ab und fährt mit den armen Kälbern weiter.

13) Ein Neufundländer Hund liegt am Ufer und schaut in's Wasser: Das Geschäft geht schlecht. Es fällt kein Mensch mehr in's Wasser, daß ich mir was verdienen könnte. Ein halb Pfund Brod für ein Menschenleben, ist eine saubere Prämie. Na, sie werden am besten wissen, was es werth ist. Ich habe bei meiner Anstellung nur den einen Scrupel, ob es Recht, oder ob es Unrecht ist, wenn ich Einen herausziehe, der selbst in's Wasser springt? Auf jeden Fall ist es ein kitzliches Ding. Der Letzte, den ich gerettet habe, hat mir während des Küstenschwimmens ein paar schöne Schnauzenschellen gegeben. Losgelassen aber hätte ich ihn nicht um Alles in der Welt. Am folgenden Tage hat er sich dicht neben mir aufgehängt. Ich habe ihm ruhig zugesehen. Er zappelte lange Zeit furchtbar umher. Aber das Hängen gehört nicht in mein Departement. Die Menschen sind doch gehässige Naturen! Freilich muß ihnen das Leben zu lange währen. Sie führen keinen Krieg und bringen einander nicht tausendweise um. Darum rennen sie sich paarweise die Degen in den Leib, oder sie expediren sich einzeln aus der Welt. Ich verstehe das zwar nicht, aber ich glaube, es könnte es ein Jeder abwarten. In dem Punkte sind die Thiere halt viel gescheidter. Nun, dort wird es bald was für mich zu thun geben. Jenes Kindermädchen liebäugelt mit ihrem Schatz und läßt das Kind grade auf's Wasser zugehen. Wäre es nicht gescheidter, die Eltern trauten ihre Kinder einem Hunde an, gewissenhafter ginge er sicher mit ihnen um. Na, da haben wir's! — Er springt in's Wasser, zieht das Kind fein vorsichtig heraus und trägt es zu dem Kindermädchen: Aber warte, Mensch, Dir muß ich doch einen Schabernack zufügen! Er schüttelt

sich unbändig und bespritzt das Kindermädchen von oben bis unten. Sie schreit: Herr Gott, mein neues Kleid! du verfluchter Hund. Der Hund brummt: Zum Dank dafür, daß ich das Kind aus dem Wasser gezogen, schimpft sie mich einen verfluchten Hund! Das ist rein menschlich! — Er legt sich auf seinen alten Platz und paßt wieder fleißig auf.

14) Ein Fink, dem die Augen ausgebrannt worden, sitzt ganz traurig in einem Bauer: Also das sind die Menschen, die so mit einem Thier umgehen, welches ihnen keinen Schaden thut! Das Gesetz gegen die Thierquälerei möchte ich lesen, das muß nicht übel sein. Die Augen haben sie mir ausgebrannt, damit ich schöner singen soll. Mir scheint, d'rum sekkiren auch die Recensenten die Dichter so sehr, damit sie mehr Lieder von ihnen bekommen. Der Zweck ist gut, aber das Mittel will mir nicht recht gefallen.

15) Ein Elephant in einer Menagerie ruht von den Künsten aus, die er den ganzen Tag über hat machen müssen, und spricht dabei mit sich selbst: Na, die Schererei den ganzen lieben Tag wird mir schon zuwider! Ist das eine Beschäftigung für einen Elephanten? Und noch dazu für solch einen alten Kerl, wie ich bin? Wenn ich bedenke, wozu sie meine Vorfahren gebraucht haben und wie sie mich verwenden, dann möchte ich rein aus der Haut fahren! — Bei den Griechen, Persern und Römern haben die Elephanten in der Armee mitgefochten, und sind Officiere geworden, und ich muß hier Kunststückchen machen für's Geld, hobeln, läuten und dergleichen Dummheiten mehr produciren. Jetzt haben sie mich gar das Seiltanzen gelehrt. Aber am Ende werde ich doch einmal muckisch werden und das Ding unrecht verstehen! Zwar, im Grunde, was will ich machen?

Der Gescheidtere giebt nach. Und wenn die Leute so dumm sind, daß sie so was unterhält, so kann ja ein vernünftiger Elephant den Spaß mitmachen. — Er schläft ein, und es träumt ihm von den schönen Reisfeldern in seinem Vaterlande.

Thiere und Schriftsteller. (Nach Swift.)

1) Fliegenden Fischen vergleiche ich die Schriftsteller, welche sich bisweilen auf ihren Floßfedern erheben. Bald aber werden ihre Flügel trocken und sie sinken nieder und tauchen in's Wasser.

2) Schwalben sind Schriftsteller, die nur beständig herumflattern und jagen. Allein ihre Behendigkeit hat keinen Zweck, als Fliegen zu erschnappen.

3) Die Strauße unter den Schriftstellern sind von Natur zu schwerfällig, um sich über den Boden zu erheben. Ihre Flügel haben nicht die Bestimmung zum Fliegen, und ihre Bewegung hält kaum das Mittel zwischen Gehen und Fliegen. Zum Ersatz dafür laufen sie mit großer Behendigkeit.

4) Papageien sind Schriftsteller, welche die schriftlichen Mittheilungen der Andern mit einer heisern und nur ihnen eigenen Stimme wiederholen. Man meint bisweilen, ihr Geplapper sei originell.

5) Die Taucher unter den Schriftstellern halten sich eine geraume Zeit unter dem Wasser versteckt, erscheinen aber wieder, wenn man es am wenigsten erwartet.

6) Die Meerschweine sind plump und schwerfällig. Ihre Gesänge lassen sie bei großem Geräusch, bei Lärmen und im Sturme hören. Zeigen sie sich aber bei heiterm Wetter und im Sonnenlichte, was selten geschieht, so sind es ungestaltete Ungeheuer.

7) Frösche hüpfen und springen mit wundersamer Schnellkraft. Gewöhnlich leben sie in Tümpeln und Morästen und

schreien wacker und eintönig drauf los, wenn sie den Kopf aus dem Schlamme erheben.

8) Aale sind verborgene Schriftsteller, die sich in den Koth wühlen und sich da versteckt halten; aber sie sind ungemein lebhaft, behend und kräftig.

9) Schildkröten sind langsam, frostig und stark. Sie gleichen den Verfassern von Idyllen, gefallen sich in Gärten, haben eine schöne, bunte Schaale, aber sind unter dieser Schaale nur ein unbeholfener Klump.

Thierfreundin. Die englische Quäkerin, Anna Heyers, hatte gegen die Flöhe so viel Mitleid, daß, wenn sie einen bei sich fand, sie ihn nicht todt machte, sondern auf einen von ihren Hunden setzte, deren sie einige dazu hielt.

Thiermaler.

J. Herr, könnt Ihr mich im Conterfei
Auf meinem Hengst als Junker malen?
M. Ja wohl! Mir kommt, ich sag' es ohne Prahlen
In Thiergemälden keiner bei.

Thierquälerei. Ein Mitglied des Vereines gegen Thierquälerei hielt beim Jahresfeste eine geistreiche Rede, von der wir leider nur ein Bruchstück geben können: „Das Schlachten der Thiere, meine Herren, ist unmenschlich, so ein Kalb z. B. ist ein Ochse, daß es sich alles gefallen läßt, noch barbarischer aber ist die Jagd. Ich bin überzeugt, die Natur hat eigentlich von Hause aus gar kein Wild hervorgebracht, was wir jetzt so nennen, ist erst durch die jahrtausendlange Verfolgung wild geworden."

Gegen Thierquälerei. Zwei Münchner geriethen beim Bockbier in heftigen Zank; endlich rief der Eine im höchsten Zorne: „Gehörte ich nicht zum Verein gegen die Thierquälerei, so würde ich Dir eine tüchtige Ohrfeige geben."

Der Anti-Thierquälerverein zu H. hat einen Preis ausgesetzt auf ein Mittel, die Hunde, die doch bekanntlich alle von Flöhen gepeinigt werden, von dieser Qual zu erlösen, jedoch ohne den Flöhen zu schaden, und dadurch deren Recht der Existenz zu beschränken.

Thierreich-Eintritts-Gesuch. Bei dem Vorstande des königl. zoologischen Museums in Berlin ging folgendes Gesuch ein: „Da ich gesonnen bin mit meiner Familie in das Thierreich einzutreten, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren 2c. 2c."

— Ordinärer Herr Professor. Gelerter Herr Doctor! Euer Wohlgeboren werden mir sich Ihnen sehr verbinden, wenn Sie mich ein Einladungscarden verschaffen zu den Bestien von die wilden Thiere, Ungeheuer und Wunderdrachen, von denen Sie der Oberste sind. In geneigter Erwartung eines Bescheides Der Schneidermeister u. s. w.

Thierstücke. In einer Beurtheilung der Kunstausstellung findet man folgende Worte: „Von Thierstücken ist nicht viel da, doch wird auch diese Gattung vortrefflich repräsentirt durch einige Künstler u. s. w."

Rolle der Thierwelt in der Menschenwelt. Der Mensch sagt von vielen Dingen: das ist recht thierisch! Wer weiß, ob die Thiere untereinander nicht auch von vielen Dingen sagen: das ist recht menschlich! z. B. wenn ein Thier lügt, verläumdet, sich betrinkt, falsch spielt u. s. w. Fast alle unsere Ehrentitel und Schimpfworte im Conversationsleben borgen wir aus der Thierwelt. Die schönen und die häßlichen körperlichen Fehler und die edlen oder garstigen Fehler des Geistes oder des Herzens vergleichen wir mit der Thierwelt. Die erste Stufenleiter der geistigen Ehrentitel besteht aus folgenden sechs Stufen: Rindvieh! Ochse! Esel! Schöps! Schaf! Gimpel! Die moralischen Ehrentitel: Schwein, Faul-

thier, Wurm, Tiger, Hyäne, Geier, Chamäleon, Aal, Blindschleiche, Schlangenzucht und Otternbrut! Wir beschreiben unsere Schönen, sie haben: Gazellenaugen, Schwanhälse, Adlernasen und Taubenherzen; sie sind schlank wie ein Reh, munter wie ein Eichhörnchen und gesund wie ein Fisch. Sie singen wie die Nachtigallen oder sie schnattern wie die Gänse; sie brüsten sich wie die Pfauen oder sie sind häuslich wie die Schnecken; sie sind treu wie ein Hündchen oder falsch wie ein Kätzchen. Unsere Männer haben Habichtsnasen, Fuchsaugen und Adlerblicke. Sie nennen ihr Liebchen: „Mein Mäuschen!“ und binden ihnen einen Bären an! In der Conversation schwatzt man wie eine Elster, man schimpft wie ein Rohrsperling, man ahmt nach wie ein Affe, man plappert nach wie ein Staarmatz und man spricht von sich wie ein Kuckuk! Die Mutter ruft ihr Küchlein, die Mädchen fangen an zu tanzen wie die Drehhämmel und Tanzfliegen, um sie sammeln sich Gelbschnäbel, liederliche Finken und lockere Zeisige; der Eine wird roth vor Eifersucht wie ein Hahn und dem Andern schwillt der Kamm wie einem Puter, und der Dritte ergreift das Hasenpanier! Während das im ersten Stocke geschieht, büffelt Jemand im Dachstübchen wie ein Ochs, Andere sind fleißig wie die Ameisen, arbeiten wie die Bienen, bleiben doch arm wie eine Kirchenmaus und können gar nichts einhamstern. Im Erdgeschoß spinnt sich eine häusliche Familie ein wie die Raupen, der Alte fängt Grillen, die Alte watschelt herum wie eine Ente, indessen girren ein paar Junge wie die Turteltauben und machen sich ein Nestchen zusammen wie die Sympathievögel. Da fällt einer mit der Thür in's Haus wie ein Plumphecht, er ist geputzt wie ein Pfingstochs, um die Tochter zu freien; er schnappt nach Luft wie ein Karpfen, allein er muß mit dem Liebhaber ein Hühnchen

pflücken und zieht zuletzt mit faulen Fischen ab! Wenn ihm das früher geschwant hätte, so hätte er diesen Bock nicht geschossen! Er tritt den Rückzug an wie ein gekochter Krebs, bleibt ein Hagestolz und geht mit den Hühnern zu Bette. Der Storch bringt ihm keine Kinder, er wird ein einsamer Maulwurf, huldigt nun dem Vogel Minervens: der Eule! Solch eine Rolle spielt die Thierwelt in unserm Leben; ja nicht nur in unserm Leben, sondern auch noch dort drüben werden wir entweder als Böcke in die Hölle, oder als Schafe in den Himmel wandern. Darum trachte Jeder schon hier, daß er nicht nur sein zeitliches, sondern auch sein ewiges Schäfchen in's Trockene bringe.

Thor. Diogenes sagte den Bürgern einer kleinen Stadt mit einem ungeheuren Thor: „Schließet das Thor, daß die Stadt nicht hinauslaufe!"

Die Thoren. Ein Thorschreiber hatte sich als merkwürdigen Fall in sein Tagebuch geschrieben: „Heute passirten ein, von Am=, Bam=, Nürn= und Grünberg mehrere Audi=, Sena=, Au=, Pas=, Correc=, Rec=, Direc= und wer weiß wie viele andere Thoren."

Thorheiten. Benserade setzte sich in einer Versammlung der französischen Akademie auf den Platz des Furatiere, dem er abhold war und sagte: „Meine Herren, ich setze mich hier auf eine Stelle, auf der ich eine Fülle von Thorheiten auskramen werde!" — „Nun weiter, weiter!" entgegnete ihm Furattere, „Sie haben bereits einen guten Anfang dazu gemacht."

Thorsperre. Wo gegenwärtig noch Thorsperre bezahlt wird, liegt es nur an den Thoren. Gl.

Die hinausgesperrte Thorwache. Ein Dichter kam einst des Abends spät nach Hause. Der Thorwächter wollte nicht aufmachen, unter dem Vorwande, daß es ihm verboten sei.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen entschloß sich endlich der Dichter, dem Thorwächter einen halben Louisd'or unten durchzuschieben. Sogleich öffnete sich der Flügel. Kaum war der Dichter hinein, so that er, als hätte er draußen ein Buch liegen gelassen, worin er beim Schein der Laterne, bis man ihm aufgemacht, gelesen habe. Dienstfertig lief der Thorwächter augenblicklich hin, es zu holen. Unterdessen schloß der Dichter das Thor hinter ihm zu und öffnete es nicht eher, als bis der Thorwächter den halben Louisd'or ihm wieder unter der Thür hineingeschoben hatte.

Thränen. „Hochwürdiger Herr," sprach eine schwermüthige Dame zu ihrem Seelenarzte: — „sollte das Bette des schwarzen oder kaspischen Meeres wohl hinreichen, die Masse von Thränen zu fassen, welche seit der Entstehung des Menschengeschlechtes geflossen sind?" — „Gnädige Frau," erwiderte dieser, „wenn wir die unnützen, kindischen und die strafbaren abziehen, so findet der Rest in den Schalen Platz, die ein Engel gen Himmel trägt, um sie für den Tag der Vergeltung aufzusparen."

— Es giebt Thränen des Schmerzes und der Freude. Von letztern sieht man selten ein Auge roth.

— Nicht die vergossenen, die ungeweinten Thränen sind die schmerzlichsten.

Die Thränen gebeugter Wittwen verlieren sich in dem Gedanken der Wiederverehelichung, wie die Flüsse im Meere.

Die Thränen der Weiber. Es ist bekannt, daß Thränen eine ziemliche Quantität Kochsalz enthalten. Warum benutzt man also nicht die Thränensäcke der Weiber zur Gewinnung desselben, da sie gewiß ergiebigere und ausdauerndere Quellen darstellen würden, als man nur sonst irgend finden kann, und die Kunst, sie noch ergiebiger zu machen, dürfte in der That auch nicht so schwer fallen. Dadurch, daß man hier einem

Schooßhündchen auf den Schwanz träte, könnte man schon so viel Salz gewinnen, ein Stück Butter zu salzen. Dort könnte ein versagter Ball wenigstens ein Tönnchen Häringe einsalzen, und ein ungetreuer Liebhaber hielte gar eine ganze Haushaltung mit Salz auf ein paar Jahre frei. Somit würde auch der Ausdruck, sein Brod in Thränen essen, an Bedeutung gewinnen, indem es so viel hieße, als es bloß mit Salz essen, was sich ohnehin häufig bedingt.

Dr. Mises.

Jemand hat gefunden, daß die Thränendrüse des Weibes um ein Drittel schwerer, weit größer, hellrother und viel lockerer sei, als die des Mannes, und daß das Weib im Verhältnisse ein Drittel Thränen mehr vergißt, als der Mann.

Die Thugs. Die „Blätter aus der Gegenwart" schildern die Hinrichtung von fünf indischen Thugs (Erdrosselern) und beschließen die Schilderung mit folgendem charakteristischen Zuge: Am Tage vor der Hinrichtung und lange vor der bestimmten Stunde hatte sich eine unermeßliche Menschenmenge auf dem Platze versammelt, wo sie geschehen sollte. Die traurigen Vorbereitungen waren bald vollendet. Die fünf Verurtheilten stiegen mit dem Stricke um den Hals auf das Schaffot. Es herrschte tiefes Schweigen. In dem Augenblicke, als der Henker den Kopf Bholas verhüllte, drehte sich derselbe zu seinem Nachbar um, und fragte mit lauter, fester Stimme: „Bist Du schon gehangen?" — „Noch nicht!" antwortete dieser mit gleicher Kaltblütigkeit.

Thugut, Franz, Freiherr von, geb. zu Linz 1734, † 1818 zu Wien, brachte es bis zum wirklichen Minister. Unter allen Ministern der Kaiserin Katharina hatte keiner so viel Verstand, aber auch keiner so viel Stolz, als Graf Stackelberg. Letzteres bewies er während seines Aufenthaltes

Bd I.

in Polen. Der Baron von Thugut wurde von seinem Kaiser dahin gesandt, und als er die erste Audienz bei dem Könige haben sollte, führte man ihn in einen großen Saal, wo ein Herr gravitätisch da saß, um den die vornehmsten Polen herumstanden. Baron Thugut hielt ihn für den König selbst und fing seine Rede an, um den König zu becomplementiren. Aber der Herr war Niemand anders, als der Graf Stackelberg, der den Baron in seinem Irrthume ließ, bis dieser zu seinem Verdrusse von Jemand anders erfuhr, daß er sich in der Person geirrt habe. Abends spielte der Baron mit dem König und dem Grafen Stackelberg. Der Baron spielte aus und sagte: „Treffkönig.“ — „Sie irren sich, es ist Treffbube,“ antwortete man ihm. Der Baron that, als habe er sich geirrt, schlug sich vor die Stirne und sagte: „Sire, ich bitte um Verzeihung; das ist heute schon das zweite Mal, daß ich den Diener (le valet) für den König halte.“ Stackelberg biß sich in die Lippen und schwieg.

Thun. Ein Schulmeister wies seine Schulkinder mit folgenden Worten zurecht: „Lernt doch einmal rein deutsch sprechen und sagt nicht immer: ich thu in die Schule gehen, ich thu lesen, ich thu essen. Es muß heißen: ich gehe in die Schule, ich lese, ich esse. Jetzt hab' ich Euch's genug gesagt, jetzt thut Euch's einmal merken.“

Ich habe zu thun. In einer schlechten Messe, wo allgemein über Mangel an Waarenabsatz geklagt wurde, traf ein Kaufmann einen andern Waarenverkäufer, der in denselben Artikeln Geschäfte machte. „Wie geht's?“ fragte jener. „Wie soll's gehen,“ erwiderte dieser, „ich habe zu thun.“ — „Zu thun?“ fragte jener verwundert. — „Gewiß,“ gab dieser zur Antwort, „wie ich die Reisekosten herausbringe.“

Tinte ist eine dunkle Möglichkeit lichter Ideenwelten, die einer geistigen Schöpfung vorangehende Urmacht.

Tinte. Unter allen Arten von Tinten gab es wohl nie eine gefährlichere, als die Purpur=Tinte, welcher sich die griechischen Kaiser zu ihren Unterschriften bedienten. Denn ihr Gebrauch wurde so sehr als ein kaiserliches Vorrecht angesehen, daß auf die Verfertigung derselben für Privatpersonen der Verlust des Vermögens und des Kopfes gesetzt war.

Tirade. Ein Spottvogel von Schauspieler, nach der Vorstellung eines Ritterstückes herausgerufen, sagte: „Wenn die Bescheidenheit vor einem so hoch gebildeten Publikum mit Huld und Nachsicht ihr tief empfundenes Glück im Stolze sucht, wird das Streben dieser unverdienten Güte Dank und Würde sein.“ — Diese unsinnige Tirade wurde wüthend beklatscht.

Tisch.

Magen= und Kopfgedanken über und unter dem Tische.

Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und demnach die allernöthigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann, und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein; und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tisch abgemacht, von dem epigrammatischen souper à quatre mains bis zu dem gewichtigsten diner diplomatoire. Ein Diner trägt schon an und für alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der Andere vertragen kann; man bemerkt sogleich, was denn im Sommer aufgetischt wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man giebt genau Acht, wenn Jemand das Maul aufmacht, und man kann seine

wahre Gesinnung politisch verbeißen. Man hat bei einem Diner die Repräsentanten aller Nationen: gallischen Hahn, englische Puddings, italienische Maccaroni, holländische Häringe, deutsches Sauerkraut, türkischen Reis, Schweizerkäse, polnische Fische und russischen Kaviar. Beim Weine findet man die Angelegenheiten sehr anstößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einschenkt. Beim Dessert erforscht man, ob die Kirschen schon zeitig sind, und wer die Kastanien aus dem Feuer holen soll, endlich nach Tische haben sie's alle satt und machen eine Motion. Ist also ein Diner nicht das Allerwichtigste im Leben? und ist folglich die Kunst des Tisches, die Tischkunst, nicht eine der wichtigsten? — Ein Mann von Welt, ein geistreicher Mensch, muß bei Tische sechs oder acht Mal ein anderer Mensch sein. Bei der Suppe ein Egoist, nur darauf bedacht, sich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Assietten ein Schwärmer, ein naschender Schmetterling; bei dem Rindfleisch ein gründlicher Philosoph, denn das ist die Basis des Ganzen; bei dem Entremet ein Naturforscher, das ist die interessanteste Partie, so zu sagen der gelehrte Tischtheil. Es gehört große Politesse dazu, mit den Entremets umzugehen; alle diese Sauciérs, Coteletts, Trüffes, Patés sind wie die Liebe, sie wollen still verstanden und zart behandelt sein. Die Zugemüse machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenstriche, der Magen überdenkt die Vergangenheit und schwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich ist der Mensch der wahre Mensch; beim Braten erst fängt der Mensch an, ein freundlicher Nachbar, ein galanter Mann und ein conversationeller Artikel zu werden. Nun ist ein Zwischenact, und dieser Zwischenact zwischen Braten und Dessert, ist der einzige Entreact, in welchem den Menschen

erlaubt ist, daß der Geist und das Herz sich auch zu Tische setzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anspielungen, die Fußspitzenbonmots u. s. w. Das Dessert ist nichts, als die Koketterie der Küche, es ist die Metaphysik der Kochkunst, es ist die transcendentale Entwickelung des großen Speise-Dramas. Es giebt dreierlei Appetite: der brutale oder deutsche Appetit, der dauert bis zum Rindfleisch; der Geschäftsappetit, der Appetit de la noblesse financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das ist der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale deutsche Appetit ist heftig wie die erste Liebe; wie ein feuriger Jüngling stürzt er sich auf den Gegenstand seiner Sehnsucht; der zweite, der Geschäftsappetit, ist schon geduldiger, kühn und besonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will schon geschmeichelt und aufgereizt sein. Nur derjenige Mensch, der alle diese drei Appetite in sich vereinigt, ist der vollkommenste Mensch auf Erden, d. h. bei Tische. Der gebildete Mensch hat auch für jede Schüssel ein anderes Benehmen bei Tische. Für die Suppe gehört das Stillschweigen für die Assietten kurze Bemerkungen, abgerissene, aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleisch Sentenzen und Aphorismen, klein geschnitten wie Petersilie; bei den jungen Zugemüsen, da darf das Herz schon mitreden, da kann man schon artig und sogar verliebt sein; bei den Zugemüsen beginnen die Schäferspiele der Tischfreunde, z. B. bei jungen grünen Erbsen kann man mit seiner schönen Nachbarin von dem Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und der grünen Zugemüse reden, denn grüne Erbsen sind die Perlen aller Zugemüse, grüne Erbsen sind die Hoffnungsboten der aufblühenden Empfindungen, grüne Erbsen sind die ersten Elemente der Tafelschwärmereien.

enfin, grüne Erbsen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie sein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flasche Champagner getrunken haben. — Sie sehen, meine lieben Leser und Leserinnen, daß die Tischkunst eine große Kunst ist. Das ist die Kunst über dem Tische; nun kommt aber erst die Kunst unter dem Tische. Das ist die größte Kunst! Ueber dem Tische, da ist der Mensch nicht er selbst, da ist der Mensch blos sein Verhältniß; über dem Tische da sieht man den Unterschied der Stände, des Ranges u. s. w. an Gesicht, an Uniform, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tische, da sind die Menschen alle gleich; unter dem Tische hört der Unterschied der Stände und aller Abzeichen auf, unter dem Tische, da hat Rousseau Recht, wenn er sagt: Nous sommes tous égaux. Die Erde, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch weiter nichts, als ein großer runder Tisch, an den uns unser liebe Gott gastfreundlich gezogen hat, dieser Tisch, den der große, unsichtbare Wohlthäter alle Jahr zwei Mal deckt, ein Mal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und ein Mal mit der weißen Damastdecke des Winters, ist voll beladen mit seinen herrlichen Gaben, es ist ein Weihnachtstisch, voll Bescheerungen und Bäume. Wir, die wir um diesen Tisch sitzen, wir leben! Das Leben besteht auch aus drei Gängen; zuerst kommen die Assietten; Jugend, Liebe, Hoffnung u. s. w.; dann im Mittelalter kommen die schweren Speisen: das Rindfleisch, die Beefsteaks; die Ehe, die Arbeit, die Prosa des Lebens; dann zum Dessert das Alter mit seinen kindischen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an diesem Erdentische sitzen, zechen wir uns alle voll, einer an dem Champagner des Glücks und der andere an dem essigsauern Wein des Unglücks, bis wir alle unter diesem Tische liegen, und unter diesem Tische da ist

die wahre Freiheit. Die Tafelfreuden unsrer Lebensdiners und Soirées werden also eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tische und Freuden unter dem Tische, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leser und Leserinnen, zu versichern, die Freude über dem Tische steht oft weit unter der Freude unter dem Tisch. Mancher Kopf, der über dem Tisch ganz vornehm aussieht, hat einen Fuß als Fortsetzung unter dem Tische, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundschaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tisch fällt, und nach welcher sich zwei Wesen bücken, geht oft die kräftigste Hand mit der zartesten Hand, Hand in Hand. Manchmal spielt unser Fuß eine größere Rolle unter dem Tische, als unser Kopf über dem Tische, und bei manchem tête de veau wird über und unter dem Tische zugleich ein tête à tê teabgemacht. Unter dem Tische giebt es keinen Verrath, unter dem Tische giebt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen, und die verrathen nichts, sie sind nur dann und wann betreten. Unter dem Tische ist der Mensch in einem magnetischen Zustande, Knie und Fußspitzen werden clairvoyant. Also, unter dem Tische spielt der Mensch auch eine wichtige Rolle. Ich selbst, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle spiele, spiele bei Tische fast gar keine, keine über, auch keine unter dem Ttsche; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tische und Gedanken unter dem Tische. Es sind ganz confuse Gedanken von denen ich Ihnen einige mittheilen will:

Erster Gedanke über dem Tisch. Essen ist die Philosophie des Magens; wenn mich eine starke Empfindung ergreift, z. B. die Liebe oder die Langeweile, oder wenn mich eine starke Leidenschaft überwältigt, z. B. der Geldmangel, dann gehe ich gleich essen; im Essen liegt Seelentrost. Die Arbeitsstunden des Magens sind die Feierstunden

des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, seufzt man nicht, und so lange man ragout fin mit vol au vent verzehrt, ist man nicht eifersüchtig. — Erster Gedanke unter dem Tische. Was sind die Frauenzimmer? Sie sind wie ein Speisezettel, viel hors d'oeuvres, lauter Eingemachtes, das meiste en papillote., nur keine Fische, weil sie nicht schweigen können. — Zweiter Gedanke über dem Tisch. Die weise Vorsehung hat es so eingerichtet, daß der Mensch oft essen muß, damit er Mensch bleibe; wenn die Menschen nicht essen müßten, so wären sie die einsamsten, finstersten Geschöpfe. Durch seinen Magen wird der Mensch gesellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Mensch ißt sich durch alle Brühen durch, er kommt in seinem Leben in so viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr ist, und selbst erscheint, entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiessauce des Himmels. — Dritter Gedanke überdem Tisch. Die zwei Nationen, die deutsche und die französische unterscheiden sich gleicherweise in ihrem Trauerspiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutsche Liebe, das deutsche Trauerspiel und die deutsche Küche, sind voll kräftiger, steter Natur, allein die angenehme süße Empfindung des Verschwebenden, Verschmelzenden der Franzosen fehlt ihnen. Das deutsche Trauerspiel hat seinen Rostbraten mit Zwiebeln, die deutsche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödl, aber die sensation sucrée und die fines herbes der französischen Liebe und Küche fehlt uns ganz. Die deutsche Liebe hat nur das mit der französischen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekommt. — Dritter Gedanke unter dem Tisch. Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel wenn man einen verlorenen Ring sucht findet man einen alten, längstverlegten Hausschlüssel, wenn man eine

Wahrheit sucht, findet man tausend Irrthümer, wenn man den Stein der Weisen sucht, findet man tausend Thorheiten, und wenn man unter dem Tische das niedliche Füßchen seines vis à vis sucht, so findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein gesuchter Fuß ist wie ein gesuchter Witz, sehr unangenehm. — Das größte und mächtigste Regiment liegt unter dem Tische in Garnison, es ist das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz ist der einzige Nagel der den Nagel auf den Kopf trifft. — Vierter Gedanke über dem Tisch. Der Mensch ist wie ein Lachs, er geht gern dem Lichte nach; was thun die Lachsfänger? Sie halten den Lachsen ein Licht hin, um sie zu fangen. — Vierter Gedanke unter dem Tisch. Die Liebe hält auf verschiedene Weise ihren Einzug in das menschliche Herz, oder sie dringt durch den Augenring in unsere Seele. Bei Tische nur, d. h. unter dem Tische, dient sie von der Pique auf, da dringt sie von der Fußspitze empor in das Herz, da wird sie so zu sagen auf die Spitze gestellt. — Fünfter Gedanke über dem Tisch. Bei Tische ist jeder Mensch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, so hat er zwischen Kinn und Nase etwas, das sehr für ihn einnimmt. S.

Wilhelm **Tischbein**, der berühmte Geschichts- und Thiermaler und seit 1790 Director der Malerakademie zu Neapel, glaubte um die Menschen kennen zu lernen müsse man erst ein gründliches Studium, namentlich über die vierfüßigen Thiere machen, und war daher gewohnt die Aehnlichkeit, welche Jemand mit einem Thiere hatte, ihm in's Gesicht zu sagen, und so sagte er einst zu einem Gaste an Lord Hamilton's Tafel: „Verzeihen Sie, ich habe Sie anfangs für einen Esel gehalten, aber jetzt überzeuge ich mich, daß Sie eigentlich ein Ochse sind."

Titel. Einem Fußreisenden wurde in einer alten Burg, welche er besuchte, ein großes altes Buch vorgelegt, um seinen Namen hinein zu schreiben. Der Fremde blätterte eine Zeitlang hin und her und findet nur den Namen mit ellenlangen Titeln; lächelnd ergreift er die Feder und schreibt: „Fürstlich Kohl-Braunstein'scher interimistisch angestellter wirklicher supernumerairer Geheimer Vice-Thor-Beischreiber-Assistenten-Adjunctus N. N."

— Bücher und Männer haben das miteinander gemein, daß sie die Aufmerksamkeit mancher Schönen zuerst durch den prunkenden Titel auf sich ziehen; daher kommt es denn wohl auch häufig, daß das weibliche Geschlecht bei näherer Bekanntschaft mit Beiden, sich wohl vom Drucke, aber nicht vom geistigen Gehalte überzeugt.

— Ein Staatsbeamter erhielt von einem Landmanne eine Bittschrift worin nie ein Titel zweimal vorkam; bald hieß es: „Ew. Excellenz," bald „Ew. Wohledeln, Ew. Gnaden, insonders hochzuverehrender," bald: „gnädiger Herr." Endlich mochten doch alle die Beiwörter erschöpft sein, und nun hieß es, wahrscheinlich von einem Leichensteine entlehnt: „In Gott ruhender Herr"!

— In der Ulmer Schnellpost ist unter den Geborenen mit aufgeführt: „4. Dec. Conrad Anton Dauner, Stadtbeleuchtungsgehülfen Kind."

— Unter den Verstorbenen lasen wir jüngst in einer Zeitung: „F. S. Infections-Sesselträgers-Adjunct."

— In der Karlsbader Badeliste stand eine: „Feuerversicherungsbankbevollmächtigtengattin."

— Wie lange haben wir uns in Deutschland schon über die Titelwuth lustig gemacht und wie lange werden wir uns noch lustig machen müssen? Das wissen die Götter! Der „Nürnb. Corr." erzählt z. B., daß die neuesten Be-

völkerungsanzeigen der Stadt München als Titel unter Anderem anführen: „Königlich bairischer Oberzolladministrationshauptbuchhaltersgehilfensohn."

Titel. In dem letzten Tractate zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. abgeschlossen ward, nannte sich der Bei: „Wir, Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus Königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glückszeichen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pascha Bei, Gebieter des Königreichs Afrika." Der französische General-Consul der seinen König nicht verdunkelt haben wollte, gab dafür Karl X. folgende Prädicate: „Das Wunder aller Völker des Messias, die Glorie der Nationen, welche Jesum anbeten, der erlauchte Sprößling aus Königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Westre — Karl, der Zahl nach der Zehnte, Kaiser von Frankreich und König von Navarra."

— Der Herzog von Candolle war stolz und titelsüchtig, weil er die natürliche Tochter Heinrichs IV., Gabriele Angelica zur Gemahlin hatte, und pflegte stets von seinen Eltern zu sagen: „Monsieur, mon père" und „Madame, ma mère." Dies konnte Conde nicht länger ertragen. Darum sagte er einmal, als eben der Herzog jene Titel wiederholt hatte, zu seinem Stallmeister: „Monsieur mon Ceuyer allez dire à Monsieur mon Cocher, qu'il mette Messieurs, mes chevaux á Monsieur, mon Carosse!"

— Lange und große Titel gleichen den Vergrößerungsgläsern, in welche die Menge staunend gafft.

— Früher befand sich im sächsischen Hofpersonale auch ein Besuchjäger und Knecht der Leithunde. An die Gattin eines solchen Jägers und Knechtes schrieb Jemand aus übergroßer Aengstlichkeit ob eines etwaigen Fehlers gegen die

Titulatnr im Staatskalender also: „An die hochedle Frau Ober-Hof-Besuchjägerin wie auch Knechtin N. N. in Jägerhause zu Dresden."

Titel. Der spanische Gesandte in Paris im Jahre 1820 stellte folgendermaßen Pässe aus: Ich, Herzog von Fernan-Runez, Graf von Barajos, Marquis von Castelmoncayo und Alameda, Vicomte von Torra-Abencalez, Herr der Flecken Abencalez, Morena uud Rejas, geistlicher und zeitlicher Herr von Liguera de Varjas, beständiger Regidor von Madrid, einer der Vier und zwanziger der Stadt Cordova, Erb- und Grundherr des Gerichtsbezirks Parada, Lunda, Codo de Villorunera, las Achas, Torra de Malyaridas des Hauses und der Festung Sena sammt Zubehör, des Fortd Herreros geistlicher und weltlicher Herr mit bürgerlicher uns peinlicher Gerichtsbarkeit zu Noalega, Dienstherr des Dorfe- und des Weichbildes Blanco-Sancha sammt Zubehör, Groß, Fahnenträger und beständiger Regidor des Königreiches und der Stadt Leon, Herzog von Monte Uano des Arco und Aremberg, Fürst von Barbenzon und des heil. römischen Reiches, Marquis von Castelnova, Poas und Plandoyau, auch Miranda de Anta, Graf von Salduena, Frigiliana, Egremont, Puerto-Uano und Monte-Hermosa, Vicomte von Dauve, Freiherr von Aguebar, Soneja, Serra, Mazalabet, Mosquera, Prada, Paramhet, Romhires, Anef, Arnell y Ria, Herr der Flecken Retorlello, la Granja, Peralego de Solis, Racros de Saluena la Puebla, Villar de Profeta, Santa Catalina de Bergamunos, des Fleckens Gatisiro sammt Zubehör, der Flecken Pasaro und Tornemenga, der Gemeinden Colnorvar und las Torres de Alhauria, der Häuser Carilla, Milan, Zempron und Berney, Ober-Seneschall von Yucatan, beständiger Gouverneur der Festung Casara Bonela, Regidor und Patra der Stadt Salamanca,

Fiscal der Stadt Alharria der großen, beständiger Ober-Alguazil derselben Stadt, incl. zu Badajoz und in dasiger Vorstadt Telena, auch beständiger Generalprocurator und Syndicus derselben Stadt, fünfmal Grand von Spanien erster Classe nach Erbrecht, Ritter des erhabenen Ordens vom goldenen Vließ, Großkreuz des vortrefflichen Ordens Königs Karl III., Oberjägermeister Sr. kathol. Majestät, Höchstdero dienstthuender Kammerherr, vormaliger Oberst der Husaren Ferd. VII. und Gesandter bei Sr. allerchristlichsten Majestät — ertheile diesen freien und sichern Paß.

Titel. In D. lebte vor längerer Zeit ein Mann, der das Wind- und Zugofenwesen gut verstand, damit aber eine übergroße Titelliebe verband und fortgesetzt eine betitelte Hofstelle für seine Kunst suchte. Es gelang ihm endlich durch ein flehentliches Memorial an den König, in welchem er vorstellte, daß er dem Könige, falls ihn dieser mit auf Reisen nehmen wolle, nützliche Dienste leisten könne, indem er bei der Einkehr Sr. Maj. in Gasthöfen, wo etwa Ofen rauchten, dem Uebel durch Verschneiden der Röhren sogleich abhelfen werde. Darauf ertheilte ihm der König eine Stelle in seinem Reisegefolge mit dem Prädikat eines Hof-Reise-Ofen-Röhren-Rauchloch-Verschneiders. Wem dieses zu lang war, nannte ihn kurzweg „Hof-Reise-Verschneider."

— Ein zur Zeit der französischen Revolution freigelassener Mohr unterzeichnete sich nachher schriftlich: „Ci devant negae."

— Ein Magister Seeger, Schulrector zu Wittenberg, ließ sich, unter einem Crucifixe stehend, malen. Aus seinem Munde gingen die wenigen Worte nach dem Heilande hinauf: „Herr Jesus, liebst Du mich?" und aus dem Munde Christi kamen nun folgende Titulaturen: „Hochedler, hochachtbarer, hochgelahrter Herr Mag. Seeger, hochwürdiger,

hochverdienter Rector der Schule zu Wittenberg! allerdings lieb' ich Dich!"

Titel. Valentin Trotzendorf, Rector der Schule zu Goldberg, einer der berühmtesten Schulmänner seiner Zeit, redete seine Schüler oft folgendermaßen an: „Gott grüße Euch, ihr Edlen, Bürgermeister, Rathsherren, Kaiserliche und Fürstliche Räthe, ihr Handwerksleute, Künstler, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpengesindel."

— Am meisten von allen Titeln wird „Herr" gemißbraucht, denn man gibt ihn sogar verheiratheten Männern.

Gl.

— Ein Reichsbischof in Schwaben erließ einst ein Schreiben an den Magistrat einer kleinen Stadt unter folgendem Titel: „Wir, von Gottes Gnaden und des heil'gen Stifts Barmherzigkeit ꝛc." — Darauf erwiderte der Magistrat: „Wir, leider, Gott erbarme es! Bürgermeister und Rathsmann der Stadt N. N."

— Auf einem alten Aktenstücke fand sich der Titel: „Aerarial-Geldtransport-Escortirungs-Landwehrmannschaft-Uniformirungs-Kostenanschaffungs-Ausweis."

— Sebastian Zamot verheirathete eine seiner Töchter. Als ihn der Notar fragte, welchen Titel er ihm in den Contract setzen sollte, antwortete er: „Blos: Herr von siebzehnhunderttausend Thalern."

— Die Marschallin Soult schrieb einst an die berühmte Schauspielerin Bourgoin einen zornigen Brief mit der Unterzeichnung: „Sophie von Dalmatien." — Die Künstlerin unterschrieb darauf: „Iphigenia in Aulis!"

— Der Gesandte eines kleinen Fürsten hatte eine Audienz bei dem Prinzen Moritz von Nassau und begann seinen Vortrag damit, daß er den langen Titel seines Herrn vollständig und pathetisch hersagte. Endlich fiel ihm der

Prinz in's Wort: „Giebts noch etwas anderes, so bitte ich um den Anfang.“

Titel. Der Herzog von Vantadour ließ von einem Notar einen Contract aufsetzen, der mit einem unbedeutenden Edelmann abzuschließen gedachte. Beim Abschreiben dictirte Letzterer dem Notar seinen Namen und eine große Anzahl von Titeln und Prädikaten in die Feder. Als darauf der Notar den Herzog ersuchte, ihm eben so vollständig Namen und Titel und Würden anzugeben, entgegnete der Herzog: „Schreiben Sie nur kurzweg „Vantadour,“ denn der Herr hat ja schon alle Titeln für sich in Beschlag genommen!“

— Ein Reicher meldete nach Berlin, er sei geneigt, sich in der Mark Brandenburg niederzulassen, wenn man ihm gewisse Titeln verleihen wollte. König Friedrich II. ernannte ihn zum Kammerherrn. Dem Vortragenden schien dies nicht genügend und er sagte: „Der Mann ist sehr reich!“ — „„Nun, so soll er den Titel Excellenz haben.““ — „Er hat mindestens fünftausend Thaler Einkommen.“ — „„So mag er Hofmarschall heißen.““ — „Außerdem besitzt er noch große Güter in der Lausitz.“ — „„So soll er meinetwegen das Grafendiplom erhalten.““

— Ein Arzt schrieb: „Ew. Wohlgeboren sagen mir, daß Sie das Unglück gehabt haben, mit einem lahmen Beine und auf einem Auge blind geboren zu sein.“

— Ein Prediger redete einst seinen Edelmann im Beichtstuhle also an: „Hochgeborner Herr Sünder!“

— Bei einem Aktenbündel, welches versendet wurde, lag ein Brief mit der Ueberschrift: „An den Salvo Titulo, Großherzoglicher General-Landes-Organisations-Commissions-Secretariats-Accessisten-Adjunkt N. N.“

Spanische **Titel.** Die Königin von Spanien hat ihrem Leibarzt Don Pedro Castello den Titel eines „Marquis der Gesundheit (de la Salud)“ verliehen. Diese Art von Titelverleihungen, die sich auf irgend eine persönliche Eigenschaft beziehen, ist in Spanien nichts Ungewöhnliches. Da giebt es Herzöge des Sieges, des Friedens, der Treue, Marquis der Eintracht, der Gesetzlichkeit 2c.

Selbsttitulirung. (Aus dem Leben.) Einen Gegner mit Argumenten niederzukämpfen, ist keine Kunst in unserer Zeit, wo man die schlagendste Dialektik in allen Schenken exercirt. Aber nebst dem Gegner sich selbst auf's Maul zu schlagen, ohne die Hand zu erheben, ist ein Meisterstreich der Polemik, den wir allen händelsüchtigen Journalisten empfehlen. — So begegnen sich neulich zwei Freunde in einem Disput mit folgenden hitzigen Repliken: A. Wenn Du mit mir reden willst, so mußt Du schweigen. — B. Wenn Du glaubst, daß Du das bist, was ich bin, so bist Du ein Esel! — Das allgemeine Gelächter des Auditoriums kann man sich denken.

— Der Regisseur eines österreichischen Theaterdirectors hatte eine Anordnung getroffen, welche seine Machtvollkommenheit überschritt und die der Director daher als einen Eingriff in seine Directorialrechte betrachtete; er verwies deshalb dem Regisseur seine Ueberhebung mit den Worten: „Wenn Sie glauben, Sie sind Director, sind Sie ein Esel!“

Titelwerth. (V. J. 1732.)

Da man schrieb: „Dem Ehrbar'n und Frommen;“
Da war alles wohl zu bekommen.
Da man schrieb: Dem Edlen und Festen“;
Da gab es auch noch was zum Besten.
Jetzt, da man schreibt: „Hochedelgeboren“;
Ist Ehre, Lieb' und Treu' verloren.

Deutsches **Titelwesen.** Wie sehr die Gewöhnung das Gefühl selbst für das Lächerliche abstumpft, haben die deutschen Titulationen zur Genüge bewiesen. Sie wollen nicht verschwinden, diese Zierden deutschen Sinns und deutscher Sprache; nein, sie sind ein Gegenstand der Eifersucht und des Ehrgeizes, und wer könnte diesen mächtigen Leidenschaften Einhalt thun? Kein Bürger von Ansehen und Vermögen ist mehr mit der Titulatur „Euer Hochedelgeboren" zufrieden, er will mit aller Gewalt „Wohlgeboren" sein. Also der „hic-nobly-born", „haut noblement-né" (wie köstlich nehmen sich diese chinesischen oder türkischen Titel im Englischen und Französischen aus!) will blos „well-born", „bien-né" sein. Süßester aller Widersprüche! Triumph des Verstandes und Geschmacks! Natürlich verlangt nun der Beamte hohen Ranges, wenn er auch bürgerlicher Herkunft ist, das Prädicat „Hochwohlgeboren", „Highly-well born", „hautement-bien-né!" Das Schönste dabei ist, daß hierbei Alles auf die Geburt oder Herkunft bezogen wird. Nun giebt es aber noch andere Titulaturen, die sich auf die Stellung des Mannes im bürgerlichen Leben beziehen, wie z. B. „Eure Magnificenz, Eure Hochweisheit oder Wohlweisheit" (bei den Hamburger Senatoren) 2c. Dieses Feld der Titulaturen ist aber leider noch sehr unangebaut, und wir schlagen deßhalb vor, Juristen den Titel „Eure Gerechtigkeit", hohen Justizbeamten den Titel „Eure Hoch- oder Wohl-Gerechtigkeit", Aerzten den Titel „Eure Heilsamkeit", Doctoren oder Medicinalräthen den Titel „Eure Wohl- oder Hoch-Heilsamkeit", Professoren den Titel „Eure Gelahrtheit", Wohl- oder Hochgelahrtheit", Philosophen den Titel „Eure Weltweisheit" zu geben. Auch wäre es ungemein interessant, wenn Gewerbsleute mit ähnlichen Titulaturen versehen würden, die entweder von ihrem

Geschäft oder von dem Materiale, womit sie sich beschäftigen, oder von den Verrichtungen, die bei ihrem Gewerbe am häufigsten vorkommen, zu entlehnen wären, so z. B. Kaufleute „Eure Käuflichkeit oder Krämlichkeit", Wollhändler „Euere Wohlwollenheit", Gerber und Schuhmacher „Eure Ledernheit", Bürstenbinder „Eure Borstigkeit", Buchbinder „Eure Heftigkeit", Hutmacher „Eure Filzigkeit", Schlosser „Eure Verschlossenheit", Tischler und Zimmerleute „Eure Hölzernheit", Müller „Eure Weißheit", Schornsteinfeger „Eure Schwarzheit", Strumpfwirker „Eure Wirklichkeit", Fleischer „Eure Schlächtigkeit" 2c.

Der **Titelsüchtige.** Herr * * * war gewohnt, allemal unter seinem Namen ein großes Verzeichniß von Titeln und Würden zu schreiben. Um ihn für diese Eitelkeit zu bestrafen, schrieb Herr A * *, der ein solches Blatt von ihm zu Gesichte bekam, ganz fein mit Bleistift darunter: „Er kann auch Zähne ausreißen."

Toast. Der englische Gebrauch, Toasts auszubringen, soll daher kommen, daß man in jeden Bierkrug ein geröstetes Stück Brod zu werfen pflegt, welches man Toast nennt, und das dem zu Theil wird, welcher zuletzt trinkt. — Eines Tages nun, als die schönste Frau ihrer Zeit ein Bad nahm, schöpften die Herren ihres Gefolges, um ihr den Hof zu machen, Jeder ein Glas aus der Badewanne und tranken es. Als einer von ihnen dem Beispiele nicht folgen wollte, und man ihn um die Ursache fragte, sagte er: „Ich behalte mir den Toast vor."

— Bei einer Feier der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Union brachte ein Seiler folgenden Toast: „Möge ein Werk unseres Fleißes der Halsschmuck desjenigen werden, der es versucht, das Band unserer Freiheit zu lösen."

Toast. So hatten es auch
Die Alten im Brauch,
Wenn sie vor Jahren
Fein lustig waren;
Sie schenkten voll ein
Und tranken so rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt' auf dem Nagel proben,
Das war zu loben!
— Wehe jedem Weinverächter!
Eine Flasche guter Wein
Soll mir immer lieber sein
Als ein Spitzglas schlechter.
— Freunde trinkt den edlen Wein,
Der euch Grillen, Sorg' und Pein
Wunderbar von hinnen schreckt!
Trinkt das süße Rebenblut
Dessen zauberische Gluth
Euch zu Himmelsfreuden weckt!
Mohamet verbot den Wein
Aus dem schönen Grund allein,
Weil Verbotenes besser schmeckt.

Kurzer **Toast.** Große Männer ehrlich und ehrliche Männer groß.

— Wissen in jedem Kopfe, Lieben in jeder Brust, Freiheit in jedem Herzen.

— Kein Gefühl des Mangels und kein Mangel des Gefühls.

— Die Schöne sei willig, die Willige schön.

— Liebe der Freiheit und Freiheit der Liebe.

—Kein Pressen der Freiheit, aber Freiheit der Pressen.

Toast. Gemäßigte Trachten,
Vermiedene Prachten,
Bekannte Gesellen,
Geräumige Stellen,
Vertrauliche Schwänke,
Beliebtes Getränke, —
Sind Stücke, die Gäste
Befinden für's Beste.
— Komm hervor aus der Flasch', du tückischer Wein,
du Verderber!
Viele verderbtest du schon; Jetzo verderben wir dich.

— Die dem Vaterlande nur leben,
Vor Schurken nicht beben,
Nach dem Höchsten nur streben,
Das Gläschen oft heben,
Ein Küßchen gern geben,
Ueber Grillen nur schweben,
Sie — sollen leben! —

— Franklin war einst in Paris mit dem englischen und französischen Gesandten zu Tische. Da wurden folgende Toaste ausgebracht: „Auf England, die Sonne, deren glänzende Strahlen die entferntesten Winkel der Erde erleuchten und befruchten!" von dem brittischen Gesandten. Der Toast des französischen Gesandten war: „Auf Frankreich, den Mond, dessen milder Schein das Entzücken aller Nationen ist, indem er sie tröstet in der Dunkelheit des Geistes und ihre Einöden schön macht." — Da stand Franklin auf und sagte mit seiner gewöhnlichen Einfachheit: „Auf Georg Washington, den Josua, welcher der Sonne und dem Monde befahl, still zu stehen," und sie gehorchten ihm.

Toast. So wie die Erd' den Regen liebt,
Damit sie schöne Früchte giebt;
So liebt des Menschen Geist den Wein,
Um guten Rathes voll zu sein.

— Trinkt aus! Schenkt ein!
Es lebe die Freundschaft, die Liebe, der Wein!
Die Liebe für Einen,
Die Freundschaft für Viele,
Für Alle der Wein.

Trinkspruch am Sylvesterabend.

Allen Bösen Bann und Acht!
Allen Guten Stärk' und Macht!
Herz und Einsicht auf die Wacht!
Sternlicht jeder dunkeln Nacht!
Flamm', im Herzen angefacht!
Wenn die Noth drückt' Glaubensmuth!
Unserm Glauben Gottes Hut!
Unsern Kindern, unserm Blut,
Unsern Frauen, frohen Muth,
Unsern Trauben Läut'rungsgluth!
Unsern Märkten reiche Fracht!
Unsern Pächtern gute Pacht!
Allen, die in finstrer Schlacht
Kraft und Leben, Hab und Gut
Für die Freiheit dargebracht,
Friedengruß uud Thränenfluth,
Gottes Hülfe, treu und gut,
Wo es nicht Menschenhülfe thut! —
Darauf sei in heil'ger Nacht
Dieses volle Glas gebracht!

Toast.

Ich möchte wohl besingen die Blumen mit ihrem Duft,
Der uns so süß umfächelt in milder Frühlingsluft,
Mit ihrem Farbenschimmer in tausendfachem Glanz,
Womit sie zart umgürten die Welt im bunten Kranz.

Auch möcht' ich wohl besingen der Sterne blinkend Heer,
Mit ihren gold'nen Strahlen im blauen Himmelsmeer;
Und auch den Schein der Sonne aus dunkler Wolkenschicht,
Wenn sie wie Gottes Auge siegreich die Nacht durchbricht.

Auch möcht' ich preisen immer Gesang und Poesie,
Wie sie die Seelen füllen mit süßer Harmonie,
Wie sie geheilt, getröstet so manches wunde Herz
Und wie sie kühn verscheuchten so manchen herben Schmerz.

Doch sagt! kommt wohl die Blume des Mädchens Wange gleich
In ihrer ros'gen Blüthe, so zart und doch so reich?
Und schimmern wohl zwei Sterne hell wie ein Augenpaar,
Aus dem die Unschuld leuchtet, so wundervoll und klar?

Und dringt wohl je die Sonne mit ihrem hellsten Schein
Wie holder Augen Lächeln so tief in's Herz hinein?
Und endlich — spenden Lieder und Sang je solche Lust,
Wie sie beim flüchtigen Kusse durchbebt die volle Brust.

Darum soll mein Lied erklingen den Frauen im Verein;
Die Schönheit zu besingen mein höchstes Streben sein!
Und Ihr, von denen Keiner sich ihrer Macht entzog,
Erhebt euch und die Gläser: „Die Frauen leben hoch!"

Herrmann Gl.

Toast.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinkt still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

Den **Toastausbringern**, namentlich bei den in den letzten Jahren in Deutschland so zahlreich gewordenen Zweckessen, empfehlen wir eine bei gleicher Gelegenheit in England bestehende Einrichtung, welche gewiß Effect macht. „Nach dem Braten (bei dem englischen Fasteſſen) kommen die Toaste, die bei öffentlichen Mahlzeiten beinahe gar kein Ende nehmen und immer von langen Reden begleitet werden, in denen die Engländer eine große Fertigkeit haben. Gewöhnlich ist der Vorsitzende auch der Toastmaster (Toastmeister), und in der Regel hat er einen Assistenten hinter seinem Stuhle, der einen Stab in der Hand hält und, wenn der Toastmeister reden will, Ruhe gebietet. Dieser Assistent spielt eine komische Figur. Indem er auf ein paar für ihn bereitete Stufen tritt, ruft er sein „Still" über die Gesellschaft hin, und indem er seinen Stab hoch zur Rechten und zur Linken schwingt, fügt er so lange sein „sht! sht!" hinzu, bis er alles Gespräch vollkommen zum Schweigen gebracht hat; dann verschwindet er hinter dem „Toastmeister." Sowie aber dieser ausgeredet hat, tritt er wieder hoch und herrschend hervor, wiederholt mit kurzen Worten, welcher Toast ausgebracht worden ist, und fordert die Gesellschaft zu dreimaligem Lebehoch auf, welches er ihr mit durchdringender Stimme vorschreit. Hundertmal hüpft er so auf und ab, erscheint und verschwindet mit seinem „Stille!" das er mit einer ganz eigenthümlichen Schnelligkeit ausspricht."

Tod. Wie sollt' ich vor dem Tod erschrecken,
Ein gutes Ding ist's um das Grab;
Denn, seht nur, alle die es schmecken,
Die lassen gar nicht wieder ab.

— Wie gar manche Wurzeln und Blumen getrocknet wirksamer sind, als im frischen Zustande, so ist der Einfluß mancher Menschen nach ihrem Tode größer, als während ihres Lebens.

— Nächstens wird die ganze Menschheit eine Adresse an den lieben Herrgott schicken, er möge doch den Tod, als einen uralten, zopfigen Gebrauch, endlich abschaffen.

— Zum Scheiden ist der Mensch geboren, denn in Wahrheit, diese Welt ist nur ein Vorbereitungsort, oder wir wären die edelsten Geschöpfe. Hippel.

— Nichts ist schöner, als der Tod, welchem ein tugendhaftes Leben voranging.

— Das Elend stirbt nur, — nicht der Mensch.

Witekind.

Tod. Wenn ein schwüles Gewitter vorüber ist, dann erwacht die zusammengeschreckte Erde aus ihrer Betäubung, dann singen die Vögel schöner, die Blumen blühen farbiger und uns ist so wohl um's Herz. Wie unendlich wohl wird uns sein, wenn nun das letzte Gewitter unseres Daseins der Tod, ausgedonnert hat!

— Es ist nicht wahr, was man vom Tode spricht:
Er raube blos, nur wiedergeb' er nicht.
Ich stehe hier bei meines Weibes Grab,
Und sage laut: Er ist gerecht und bieder;
Er nahm mir meine Frau, und gab —
Mir meine Ruhe wieder.

Tod. Unbarmherzigen Eltern und grausamen Schicksalen gegenüber ist der Tod ein Schreckschuß, der aber selten wirklich trifft. Viel eher, als daß Liebende sich selber den Tod geben, geben sie einem Andern das Leben.

— Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.

Furcht vor dem **Tode.** Der alte Goethe fürchtete sich bekanntlich vor dem Tode; noch mehr der alte Talleyrand, den hierin vielleicht nur der vierzehnte Ludwig überbot. Im Hause des Großdiplomaten war es Norm, daß Niemand starb. So wird erzählt, daß einer seiner Intendanten zehn Jahre lang die Pension für einen selig verstorbenen Domestiken fortbezog, und zwar weniger aus Habgier, als weil er sich scheute, dem Fürsten die Kunde zu hinterbringen, da derselbe eine so heillose Furcht vor allem Hinscheiden hatte.

— Eine nicht uninteressante Frage ist es: „Warum unsere jetzigen Schriftsteller den Tod so sehr fürchten?" — Weil sie ganz leer dort ankommen werden, denn der Mensch nimmt nichts mit, als seine guten Werke. S.

Leben nach dem **Tode.** Ein Irländer sah in einem Wirthshause einen Koch Aale zurichten, die sich noch bewegten, als sie schon ausgenommen waren. „Das muß ich sagen," meinte er, „unter allen Thieren, die ich jemals gesehen, lebt der Aal am längsten nach dem Tode."

Tod eines Freundes. Die letzten Augenblicke eines geliebten Wesens ist herzerschütternd, aber auch wohlthätig. Ach, in solchen Augenblicken fühlt man das Eitle, Leere und Unbeständige dieses Lebens mehr als jemals. In solchen Augenblicken entsagt man allen Wünschen der Eitelkeit und des Stolzes, und wenn je Entschlüsse zur Reinheit und Tugend lebendig werden: es sind Vorsätze dieser Augenblicke.

Der wiederholte **Tod.** Als sich ein schlechter Schauspieler als Hugo in Müllner's „Schuld" erstach, schrie das

Publikum bravo! da capo! Er sprang auf, machte ein Compliment und brachte sich noch einmal um.

Das Gute beim **Tode.** Jemand hielt einst eine Rede über den Tod, und schloß sie mit folgenden Worten: „Aber auch selbst den Tod, der über die Menschen blos ihrer Sünden wegen gekommen, hat die Weisheit des Schöpfers mit väterlicher Liebe, an das Ende des Lebens gesetzt; denn denkt einmal, meine christlichen Zuhörer, wenn er am Anfange des Lebens wäre, was wäre dann unser Leben? — Nichts."

Kuriose Vorbereitung zum **Tode.** Während eines heftigen Sturmes, der jeden Augenblick Untergang und Verderben drohte, saß ein Matrose sehr gemüthlich in der Cajüte und speiste einige Häringe, während das übrige Schiffsvolk mit Beten und Arbeiten beschäftigt war. „Wie kannst Du jetzt nur an's Essen denken?" fragte der Capitän den Speisenden. — „Ich denke, wir werden bald ungewöhnlich viel trinken müssen," antwortete dieser, „und da nehme ich etwas Gesalzenes zu mir, daß der Trunk besser schmecke."

Wir blieben alle **todt.** Die Antwort eines Officiers der irischen Brigade an den König von Frankreich nach einem Gefechte, war in Frankreich lange ein Stoff zum Lachen, und wird noch heute als Beispiel von dem unbedachtsamen, schnellen Reden der Söhne St. Patrics angeführt. Der König bemerkte nemlich, eines der Regimenter habe sich sehr tapfer gehalten, wie man aus der Zahl der Verwundeten schließen könne. — „Ja, Ew. Majestät," fiel ein ungeduldiger, tapferer Major ein, der auch seinem Bataillon eine ehrenvolle Erwähnung sichern wollte, „sie hielten sich gut, aber ich erlaube mir zu sagen, wir hielten uns noch besser; sie mögen viele Verwundete gehabt haben, aber wir blieben alle todt auf dem Platze."

Todesanzeige. Die Posener Zeitung enthält folgendes Inserat: „Mein Zwillingsbruder hat in einer der Pfützen vor dem Bornhagenschen Garten gestern Abend um 8 Uhr seinen Tod gefunden. — Sanft ruhe seine Asche! — Beileidsbezeigungen werden verbeten. — Posen, den 23. September 1845. Der linke Stiefel des Herrn X. Y."

— Im Nürnberger Correspondenten Nr. 19 schließt eine Todesanzeige mit den Worten der betrübten Witwe: „Nur die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens erhält mich am Leben."

— In der Würzburger Zeitung besingt Schuster Joseph Wiener den Tod seines Kindes:

„Alles stürzt in's Grab — bum!
Der Tod mäht mit der Sichel rum,
Und auch mein Franz wurde kalt,
O er war kaum sechs Jahre alt."

— Einem Thürmer wehte der Wind den Hut vom Kopfe; als er darnach haschen wollte, stürzte er über die Galerie hinab. Seine Frau machte folgende Anzeige: „Gestern verlor mein theurer Mann auf dem Michaelisthurm mit seinem Hute sein theures Leben. Nichts destoweniger setzte er seinen Fall fort, bis er am Fuße glücklich ankam, jedoch ganz zerschmettert. Wer die Höhe des Thurmes kennt, wird die Tiefe meines Schmerzes ermessen."

— In einer Zeitung war die Anzeige zu lesen: „Es hat Gott gefallen, unser jüngstes Kind an den Zähnen zu sich zu nehmen."

— Mad. Gaber zeigt im „Merseburger Wochenblatt" Folgendes an: „Mein Gatte ist nicht mehr. Er wollte nicht länger leben. Wenn er aber auch gewollt, das Podagra trat ihm in den Magen, und in der Nacht vom 9. bis 10. Februar kam der Tod dazu. Ich setze das Gewerbe

fort. Zugleich zeige ich an, daß es unwahr sei, daß ich meinen Altgesellen heirathe. Ich verbinde mich mit dem Arzte meines Gatten, der dem Verstorbenen so viele Treue und Liebe bewiesen, daß ich getrost zu ihm Vertrauen fassen kann. Beileidsbezeugungen verbietet die trostlose Witwe Katharina Gaber, gelbe Leuchter Fabrikantens selige Witwe."

Todesanzeige. Mein geliebter Sohn ist von mir geschieden. Sanft ruhe seine Asche, die zu großen Hoffnungen berechtigte.

— Gestern starb unser geliebter Sohn an den Folgen eines sanften Todes.

— Ein amerikanisches Journal fügt jeder Todesanzeige den Namen des Arztes bei, unter dessen Behandlung der Patient gestorben ist. Verdiente das nicht auch bei uns Nachahmung?

— Tod meines Sohnes, des Spiegelmachers. „Dem lieben Gott hat es gefallen, meinen Sohn Jakob durch einen Gußspiegel von 6 F. 8 Z. Höhe und 4 F. 4 Z. Breite sterben zu lassen. Er wollte den Spiegel im Kaufmann Schönemann'schen Hause an der Wand befestigen. Der obere Nagel stockte schon in der Mauer, der Spiegel hung bereits, da wurde der bewußte Nagel plötzlich bewußtlos; er roß sich aus der Wand und storzte, und mit ihm der Spiegel auf meinen Sohn, dem sogleich das Empfinden schwand; die Verletzung, die er erlitt, war schauderhaft; heute gab er seinen Gast uf. Ich zeige dieses an und bitte um doppelte Beileidsbezeugungen. Erstens wegen meinem Jakob, und hernach wegen des Spiegels. Denn Schönemann behauptet, ich müßte den Spiegel tragen, da mein Sohn doch durch seinen schlechten Nagel an dem Tod des Spiege's und seinem eignen Schuld gewesen. Ich trage ihn

aber nicht, er liegt in Scherben. Mein Jakob aber war 27 Jahre alt. — Magdeburg, am 19. März 1852. Susa Zädecke, Spiegel- und Glaslustr Fabrikantin.

Todesanzeige. In der Todesanzeige, die ein Witwer von dem Hinscheiden seiner Gattin ergehen ließ, sollte es am Schluß heißen: „doch ich ertrage in stiller Ergebung den entsetzlichen Verlust!" In Folge eines Druckfehlers aber war in den ausgegebenen Partezetteln zu lesen: „doch ich ertrage in stiller Ergebung den ersetzlichen Verlust."

Todesanzeige. Eine Witwe machte den Tod ihres Mannes, der ein arger Trunkenbold war, in den Zeitungen mit folgenden Worten bekannt: „Gestern um halb 6 Uhr, als um die Zeit, wo er gewöhnlich die Fränkel'sche Weinstube zu besuchen pflegte, verschied mein geliebtester Gatte, Arthur Zappe, in der Blüthe seiner Jahre. Sein Durst nach dem Jenseits war groß. Mehrere Züge aus seinem Leben werden mir unvergeßlich bleiben."

— Die Pekkinger Zeitung zeigte den Tod des Kaisers von China Kea-King mit folgenden Worten an: „Am 25. Tage des 17. Monates machte Se. Kaiserl. Majestät sich auf den Weg, um mit den Unsterblichen zusammenzuwohnen."

— In einer Todesanzeige heißt es: „Am 6ten dieses Monats endete ein sanfter Tod die unendlichen drei und einvierteljährigen Leiden ꝛc." (Beinahe so viele Widersprüche als Wörter.)

— Was ist der Tod? Eine Nichtswürdigkeit des menschlichen Lebens, denn kein Leben, und wäre es das edelste würdigt dieser Tod. Hart hat er mich geprüft durch sein Entschlummern meiner, Gottlob, gesunden, braven Frau was sie stets in unserer Ehe war. Ihr zweideutiges Leben, stets auf Religion und Tugend hindeutend, hätte ich so

gern noch behalten, doch die stärksten Medicamente haben bei ihr nicht angeschlagen, und mich zu Boden geschlagen. Sie starb in dem zarten Alter von kaum fünf Jahren, länger waren wir nicht verheirathet. Ein Paar unversorgte Kinder würden an ihrem Grabe mit mir trauern, doch unsere Ehe war nicht gesegnet. So lange die Entschlafene todt sein wird, mag ich an den Verlust nicht denken, darum bitte ich durch Condolationen mich nicht daran zu erinnern. Der Bäckermeister Sebastian Pluterstett.

Todesanzeige. Unser jüngstes Kind Christoph, 2 Monate alt, wandelt nicht mehr auf dieser schönen Erde. Sein Leben ging heute früh, als eben die Sonne am östlichen Horizonte aufging — ach — unter! und wir verlieren an ihm ein Kind, dessen geistige und körperliche Vorzüge uns und dem Vaterlande die schönsten Hoffnungen gaben. Was hätte nicht Alles aus unserem Christoph werden können?! Grenzenlos ist unser Schmerz! Möge der geneigte Leser desselben der Condolenz und damit nicht neuere Risse in die noch nicht geheilte Wunde kommen, sich gefälligst enthalten.

Haug.

— Im 62sten Stück des Celleschen Anzeigers vom Jahre 1829, findet sich folgende Todesanzeige: „Am 1. d. M. entschlief nach fruchtlosen Leiden, an den Spuren einer sanften, jedoch tödtlichen Krankheit, weiland mein zehn ein halb monatlicher Ehegatte in dem angenehmen Alter von 36 Jahren. Entfernten Verwandten und Freunden stiftet diese Anzeige unter Verbittung aller Trauer. J. W."

— Als ich mich vor 25 Jahren mit meinem damals noch lebenden edlen Gatten, dem Professor N. N., verheirathete, wie hätte ich vermuthen können, daß ich den Verlust desselben heute anzukündigen hätte. Und doch ist es so! Sein zartgebauter Körper unterlag dem Gewichte seiner

unergründlichen Gelehrsamkeit und gestern um 7 Uhr Abends gab er den Geist auf, der ihm so oft in gelehrten Zeitungen ungerechter Weise abgesprochen ward. Sein Hinscheiden versetzt mich nun in den trostlosen Witwenstand, dessen Ausgang mir leider noch verhüllt ist.

Todesanzeige.

Heute Morgen schied in's Land der Geister,
An der Schwindsucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Schneidermeister
P . . . . im zwölften Jahre unsʼrer Ehʼ.
Alle, die den Selʼgen ehʼmals kannten,
Wissen wohl, was ich an ihm verlor.
Still zu trauern, bittʼ ich die Verwandten;
Mein Geschäft betreibʼ ich wie zuvor.

— Eine Schneidersfrau ließ folgende Todesanzeige in die Zeitungen setzen: „Am 11. verschied mein Ehemann A. Helmes im elften Jahre unserer glücklichen Ehe. Da ich meinem geschicktesten Gesellen, einem hübschen jungen Menschen, Hand und Handwerk anzubieten Willens bin, so baue ich ferners auf das huldvolle Zutrauen meiner verehrten Kunden, und gebe die Versicherung, daß nur dieser fernere geneigte Zuspruch meinen großen Schmerz zu lindern im Stande sein wird."

— In einer Zeitung stand die Trauernachricht. „Am 16. d. M. entlief in jene beff're Welt Herr X. Alle beweinen seinen Verlust." — Das weitere Blatt berichtigte den Druckfehler in entschlief, allein böse Gläubiger meinten wirklich, die erste Lesart sei die richtige.

— Es hat dem Ewigen gefallen, meine seit 23 Jahren besessene Frau abzufordern. Sie entschlummerte sanft unter Verbittung aller Condolenz.

Todesanzeige. Aus Unvorsichtigkeit fiel bei einer Wäscherin, die mehrere Kostkinder auf der Ziehe hatte, ein Knabe in den mit siedendem Wasser gefüllten Kessel, und starb bald darauf an den Folgen dieser Verbrühung. Die Wäscherin mußte nun diesen Vorfall an die Eltern des Kindes berichten, aus Furcht aber that sie es nur verblümt, und schrieb: „Ihr kleiner Franzel schwamm in die Ewigkeit hinüber, der Arme starb gestern an der heißen Wassersucht."

— In einer Zeitung las man im Todtenregister folgende seltsame Anzeige: „Des Mathias Stündl, Tagelöhners Kind, alt vier Jahre, an Altersschwäche."

— Gestern starb allhier Frau Anna L., sie war Großmutter, Mutter, Gattin und Freundin aller derer, die sie kannten.

— Freiherr L. v. L. angeblich von Attila, dem Hunnenkönig, abstammend, geboren zu K. den 6. Sept. 1757, und der letzte seines Stammes, ist auf seiner Reise von Berlin nach England, am 20. dieses allhier gestorben, und hat, außer seinem großen, in Stahl gestochenen Wappen, nichts von Bedeutung hinterlassen.

Das Stadtgericht zu Y. — 3.

— Vor sechs Jahren schlug uns das Schicksal den ersten herben Schlag. Wir verloren unsern einzigen, in's vierte Jahr gehenden Sohn. Unser Wunsch von dieser Zeit war jetzt erfüllt. Wir erhielten von diesen Zweiten Ersatz. Unvermerkt riß uns das Schicksal ihn wieder von unserer Seite. Die Eltern werden uns im Stillen bedauern.

Magdeburg, den 3. Juni 1812.

Der Maler L. und Frau.

— Eine englische Zeitung theilte mit: „Ein Mann wurde auf der Stelle getödtet, was seine Gattin so er-

griff, daß es zweifelhaft war, ob sie ihren Gatten überleben würde.

Todesanzeige.

Ein Aergerniß der neuen Zeit,
Verschied die alte Redlichkeit,
Und wurde still und ohne Prunk begraben:
Die Ruhe gönnt ihr männiglich;
Drum wollen auch die Hinterbliebenen sich
Die Condolenz verbeten haben.

Todes- und Entbindungsanzeige. Gestern beschenkte mich mein liebes, junges Weibchen mit zwei gesunden und wohlgebildeten Knäblein, die ich in der ersten Freude meines Herzens im Voraus Castor und Pollux getauft habe.

N. d. 1. des Wonnemonds 1816.

Zugleich theile ich allen theilnehmenden Verwandten die traurige Nachricht mit, daß ich am 15. desselben Monats, im 60. Jahre meines thätigen Lebens, in den Armen meines holden Weibchens sanft und selig entschlummert bin. — Da meine trostlose Witwe es nicht von ihrem Herzen erhalten konnte, diesen höchst betrübten Todesfall selbst anzuzeigen, so habe ich ihr den letzten Liebesdienst nicht versagen wollen, diese Anzeige, im Vorgefühle meines nahen Hinscheidens, mit eigner schwacher Hand zu Papier zu bringen, und ihr zu überlassen, das Datum des Sterbetags in dieser Anzeige nachträglich auszufüllen. — Sanft ruhe meine Asche! Der Himmel tröste meine tiefgebeugte Witwe.

Der 5. desselben Monats.

— Am 30. passato, Abends 9 Uhr, entschlief sanft zu einem bessern Leben mein innigst geliebter und unvergeßlicher Gatte, der Commerzienrath Schlemm, beim Antritt des fünfzigsten Lebensjahres und der 15. Flasche guten auf-

richtigen Eifer, womit sich die unterschriebene, trostlose Witwe nebst einem wohlconditionirten Lager französischen, Rhein-, Mosel- und Neckarweins von bester Qualität dem ferneren Andenken aller Freunde und Gönner hiermit dienstergebenst empfiehlt. Sanft ruhe die Asche des Verewigten, dessen Handlung ich, unter der untergesetzten Firma in Compagnie mit unserm zeitherigen Buchhalter, Herrn Liebwerth, fortsetze.

Ausgekämpft hast du hienieden,
Ruhe sei dem Leib beschieden
Und des Himmels sanfter Frieden
Senke sich auf uns, die Müden.

J. W. Schlemm,
sel. Witwe und Co.

Todesanzeige. Heute entriß mir das Schicksal meinen Mann von meiner Seite. Einsam und verlassen stehe ich nun mit meinen Kindern in der Wüstenei des Lebens, ohne Vater, ohne Versorger, und habe keinen sehnlicheren Wunsch als daß das fallende Herbstblatt decken möge auch meinen Leib.

— Gestern verschied Frau Hoffinger, Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborene Hölzel. Wien. Ztg.

— Aus dem Grunde des menschlichen Lebens und ewigen Sterbens starb der hiesige, herrschaftliche Binder, heute früh 8 Uhr, in puncto Wassersucht.

N., herrsch. Verwalter.

— So wechseln die Zeiten mit Freud und Leid verbunden. Den 15. erhielten wir zu unserer älterlichen Freude von unserm Sohn und Bruder Wilhelm aus Amerika, wohlwollend und gesund, nebst namentliche Empfehlungen und Grüße an Freunde und nicht Freunde, welcher sich, dem Gott der Güte Dank gesagt sein dafür, und bis auf

diese Nachrichten recht wohl befunden hatte, wofür wir Eltern und Geschwister, deren jetzt noch sieben am Leben sind, bis die weise Vorsicht uns gestern Nacht, 1/4 auf ein Uhr, als auf den Sonntag, die unsere älteste Tochter im Haus, an den Folgen einer Auszehrung vollends, sanft und selig aus dieser Welt nun in jene bessere Welt hinüber zur wahren Heimath eingegangen ist, wo alle Verfolgungen aufhören und aufhören werden; denn, vor der Abreise ihres lieben Bruders fing sie an zu kränkeln, nun ist sie jetzt bei dem rechten Arzt, wo all ihr Schmerz und Anliegen gehoben ist. Dank, unvergeßlichen, für beide unserer Kinder ihres Lebensganges! und für die Liebe, welcher von guten Menschen sie genossen haben; unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen und Jedes dem Schutze Gottes empfohlen. — Die erfreuten und jetzt leidtragenden Eltern nebst 7 Kindern und 7 Enkel.

Stuttgart, den 19. Aug. 1821.

N. N. Wein- und Bierschank.

(Aus dem schwäb. Mercur.)

Todesanzeige.

Kund sei es Allen und zu wissen,
Daß Mordax heut erblich;
Er biß so lang' um sich,
Bis er zuletzt in's Gras gebissen.

Aus der **Todesanzeige** eines Zuckerbäckers. „Wir trösten uns mit dem Vertrauen, daß er die große Kunst verstanden hat, durch einen christlichen Gebrauch seiner Wissenschaft sich ewige Schätze in dem Himmel zu sammeln."

Todesanzeige. Der Tod des Herzogs von Kennt kann nicht genug betrauert und beweint werden. Er war ein großer, er war, ein guter Mann. Mißreß Bell bittet also

um die Erlaubniß, bei dieser Gelegenheit ihre fertigen Trauer-anzüge für Damen anbieten zu dürfen.

Todesanzeige. In einer englischen Zeitung heißt es bei der Todesanzeige eines sehr biedern Jünglings: „Das Andenken eines so würdigen Jünglings wird von allen, die ihn kannten, beklagt werden."

— In einer bekannten Zeitung begann die Todesanzeige eines betrübten Ehemannes also: „Sie ist eingegangen nach vielen Leiden, zu ihres Herrn Freuden; das ist noch mein einziger Trost."

— Gestern starb mein Mann nach einer 10monatlichen Niederlage; der Verstorbene hatte in 2 Monaten 50 Jahre dem Staate gedient.

— Gestern Abends um 8 Uhr entschlief hier selig in dem Herrn unser geliebtes Töchterlein Clodwiga einen Tag alt. Das zarte Kind war bis zum letzten Athemzuge vollkommen bei Sinnen, besaß sein Bewußtsein hinlänglich, blickte auch den Hauslehrer bedeutungsvoll noch einmal an, seufzte nicht, entschlummerte aber, bis die Posaunenstöße von Jenseits ertönen u. s. w.

— Am 15. starb unsere gute Mutter —— aus Oschatz gebürtig, nach längeren Leiden früh drei Viertel auf ein Uhr in dem Alter von 63 Jahren und gerade fünf Viertelstunden eher, als sie geboren wurde ꝛc.

Lpz. Ztg.

— Heute, den 12. März mähte der feindselige Tod meinen friedlichen Ehemann auf dem prangenden Weizenfelde unserer Ehe. Er ist nun in der großen Scheune, wo seine Spreu und seine Körner gesichtet werden, und seiner trostlosen Witwe ist nur die dürre Stoppel der Witwenschaft geblieben."

Die freigeſtellte **Todesart**. Es wurde einem Deliuquenten freigeſtellt, was er für einen Tod ſterben wolle? „O, meine Herren," ſagte er, „laſſen Sie mich vor Alter ſterben!"

Todesurſache. Jemand bat bei einem Hausnarren um nähere Nachrichten von dem Tode ſeines Vaters. „Ach, erinnern Sie mich daran nicht," antwortete er; „der arme Mann ſtarb vor Gram, als er ſich aufhängen ſah!"

Todesurtheil. In einer Stadt ſollte ein Dieb gerichtet werden, weil aber die vielen Unkoſten dem Magiſtrat Sorge machten, ſo ſagte ein Rathsherr: „Wir wollen dem Kerle 4 oder 5 Thaler geben, da kann er ſich hernach hängen laſſen, wo er will."

Der **Todtenacker** für die Gäſte. Ein Geſetz der Juden iſt, daß ſie verſammelt nicht eher beten dürfen, bis zehn Mannsperſonen, die älter als 13 Jahre ſind, ſich beiſammen befinden. In einem Dorfe war eine Verſammlung Juden anſäſſig, worunter nur 10 Mannsperſonen. Sie ließen ſich eine Synagoge bauen und einen Todtenacker zurichten. Als einſt ein Gaſt dieſes Verhältniß ſah, ſagte er: „Wozu braucht Ihr eine Synagoge und einen Todtenacker? Stirbt Einer von Euch, ſo bedürft Ihr der Synagoge nicht mehr, und ſtirbt keiner, ſo braucht Ihr den Todtenacker nicht." — „Ach!" ſagte ein Jude, „der Todtenacker gehört nur für die Gäſte."

Todtenbund. Eine höchſt nützliche Erfindung im modernen Staat zur heitern Unterhaltung und inſtructiven Uebung angehender junger Poliziſten in unbeſchäftigten Stunden.

Todtenfeſteſſen. Man ſoll nie das Todten-Feſt irgend eines großen Mannes feiern, ohne Sauerkraut zu eſſen. Kraut als Zeichen, daß für den Tod kein Kraut

gewachsen ist, und sauer, als Zeichen, daß ihm das Leben sauer gemacht wurde! S.

Todtengräber.

Sei einer Bettler oder Abt;
Sei Einer groß, sei einer klein:
Wer andern gerne Gruben gräbt,
Der fällt auch selbst hinein.

— Nach einer großen Schlacht sollten die Todten auf dem Schlachtfelde begraben werden. Hierzu wurden die Bauern der Umgegend aufgeboten. Sie warfen einen nach dem andern in eine große Grube. Als ein Bauer eben wieder einen hineinwerfen wollte, sagte dieser mit matter Stimme: „Ick nix todt! — ick lebendik.“ — „Ach,“ antwortete der Bauer, „daß ist nur so eine Ausrede, das könnte Jeder sagen,“ und warf ihn ohne Weiteres in die Grube.

Der niesende **Todtenkopf.** Auf einem Theater wurde einst ein Stück producirt, wo eine Enthauptung vorkam. Der Kopf des gouillotnirten Helden figurirte auf eine künstlichen Weise auf einer unten durchlöcherten Schüssel aus einem Tische heraus. Ein Spaßvogel hatte den Rand mit einer Ingredienz bestrichen, deren Geruch auf die Nase des Todtenkopfes etwas stark einwirkte. Dieser fing demnach zu niesen an, was das Publikum nicht wenig belustigte.

Der **Todtenmarsch.** Ein witziger Kopf lag auf dem Todtenbette. Der Arzt fühlte ihm an den Puls und zuckte bedenklich die Achseln. „Doctor,“ sagte der Kranke, „haben Sie einen Kunstausdruck dafür, wie mein Puls schlägt?“ — „Nein, eigentlich nicht,“ entgegnete der Arzt. — „Wohl, so will ich die Wissenschaft damit bereichern. Mein Puls schlägt den Todtenmarsch.“

Todter. Ein Eisenkrämer in Irland, welcher auch Pulver und Schrot verkaufte, ward, als das neue Patent-

schrot zuerst bekannt wurde, gefragt, wodurch sich dasselbe vor dem gewöhnlichen Schrot auszeichne? „Ei," erwiderte der Eisenkrämer, „das Patentschrot schießt todter!"

Todtgeschlagen. Als man in Madrid vor etwa zwei Jahren nach einem Schatze von 15 Millionen suchte, den die Inquisition im Bagno verborgen haben sollte, sagte Jemand: „Welch' eine Thorheit! Die spanische Inquisition hat viel zu viel todtgeschlagen, als daß sie 15 Millionen bei Seite gebracht haben sollte."

Töpfer. Ein Töpfer zu D. hatte auf seinem Schilde die Inschrift: Hier wohnt N. N.. Churfürstlicher Hoftöpfer und Potentatenmacher.

Toilettentisch — Frauenzimmerleseanstaltsanzugszudrechselungsvierbeinkasten.

Die **Toilette** ist die älteste Erfindung der Damen. Schon Eva soll im Paradiese im Spiegel eines Baches sich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar á la chinois geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, sie mögen noch so wild sein, ihre Toilette. Die Europäerin schminkt sich, die Amerikanerin tätovirt sich, die Malayin durchbohrt den Nasenknorpel, die Samojedin drückt ihre Nase platt, die Irokesin bestreicht sich mit Thran, die Hottentottin mit Kuhmist: das gehört Alles zur Toilette. Das schöne Geschlecht will nicht nur schön sein, sondern auch schön aussehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette ist der geheime Isistempel der Damen, wo sie als verschleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erscheinen; sie ist aber auch der Tempel der Wahrheit, wo sie ungeschminkt und natürlich erscheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem sie sich nach einem zu erfechtenden Siege erkundigen, das geheime Maskeradenzimmer, wo sie sich für die übrige Welt

unkenntlich machen, der Waffensaal ihrer erotischen Geschosse, die Vorschule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette gebe es keine Kunst und ohne Kunst keine Damen. Seitdem die Natur so schülerhaft geworden ist, daß sie verbessert werden muß, muß auch der Schein alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette ist die Dame nur Weib — im Salon ist sie Dame, im Haus Mutter und Gattin, je nachdem es die Umstände erfordern, oder Sängerin, oder Declamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. s. w. Alles dieses könnte sie aber nicht ohne Toilette sein. — Ein Dichter sagt etwas ungalant: „Manche Dame steigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette.“ Hierdurch wäre denn die Seelenwanderung, die Metempsychose erwiesen, und wenn unsere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen. Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arsenal. „Hier,“ sagt sie (indem sie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt,) „errichte ich eine Batterie gegen A —, dort“ (indem sie den Gazeschleier lose über der Schulter stecken läßt) „eine Redoute gegen B —; meine beiden durchsichtigen Pauschärmel sollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C — während des Cotillons unterhalten. Dieses regardezmoi soll gegen D — die Wirkung einer Sternschanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnr ihe erblicken lasse, soll E — erbeben, wie vor der Mündung einer Kanone und um Gnade flehen; wenn ich mein zartes, hellbraun bestiefeltes Füßchen bis an den Knöchel sehen lasse, soll dem F — zu Muthe sein als müßte er über die Klinge springen, und wenn ich im Walzer diese Taille seinen Händen anvertraue, muß er um Pardon flehen ꝛc.“ Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haar-

wickeln, werden die größten Verschwörungen angezettelt, und durch das Brenneisen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geschleudert, durch die Haarflechten wird manches Schicksal geflochten, das nur mit den grausamsten Schmerzen wieder auseinander gezaust werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame dem Manne in der Ehe wahrhaft ungeschminkt erscheint, und die Pomade auf der Toilette hat es oft schon vermittelt, daß Mancher recht angeschmiert worden ist. Wer ein Buch schreiben will: „Das Weib wie es sein soll," der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimnisse zu schreiben. — Darum ihr Männer, fürchtet nicht Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn sie sind das Zeughaus ihrer Macht; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht, keinen Krieg, keine Niederlage!

Die **Toilette** ist kein Vergnügen für junge Leute, ein Studium für schiefgewachsene Menschenkinder, eine Arbeit für Gelehrte, eine Wissenschaft für Schauspieler. Wer sich schlecht kleidet, ist ein Sonderling, wenn er kein Bettler ist; Tölpel kleiden sich ohne Anmuth, Reiche ohne Geschmack. Bei Damen ist die Kleidung ein Thermometer des Gemüthes, bei Männern die Stufenleiter des Geschmacks.

Der Marschall von **Toiras** machte eben die nöthigen Zurichtungen zu einem Treffen, als ein junger Officier um Erlaubniß bat, zu seinem Vater reisen zu dürfen, welcher sterbenskrank wäre. „Gehen Sie," versetzte der Marschall, welcher die wahre Ursache der Bitte leicht errieth, „denn es heißt: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden."

Toleranz. Ein Jude trug ein Schwein auf dem Rücken; ein ihm begegnender Bürger bezeigte ihm darüber seine

Verwunderung. „Nü," entgegnete der Israelit, „das ist eben die Toleranz."

Toleranz. Pastor:

Daß ich ihm noch ein ehrlich Grab erlaubte,
Dem Kerl, der keine Auferstehung glaubte.

Bauer:

Nehm' Er, Herr Pfarrer, nur die Opfergaben,
Und laß Er uns den todten Mann begraben!
Die Grille wird Er ihm nun doch nicht mehr vertreiben.
Will er, wenn wir aus unsern Gräbern gehn, —
Am jüngsten Tage dann nicht mit uns auferstehn;
Je nun, — so mag er liegen bleiben.

Toleranz (in der Liebe). Heinrich IV., der einst bei seiner Gabriele den Herzog von Bellegarde unter deren Bett versteckt entdeckte, sagte zunächst kein Wort, nahm aber später von den aufgestellten Erfrischungen, warf sie lachelnd unter das Bett und sagte zu seiner Freundin: „Andere müssen auch leben!"

— Cromwell's Gattin, von ihrer Kammerfrau auf verschiedene galante Abschweifungen ihres Gatten aufmerksam gemacht, sagte: „Weiber tragen keine Hörner."

— König Stanislaus hatte als Greis zu Luneville die Marquise Bouffleu zur Geliebten, und wußte, daß diese seinen jungen Kanzler gerne sah. Nach einer zärtlichen Unterhaltung verließ er die Marquise mit den Worten: „La reste vous dira mon Chancelier."

Ton- und Kochkunst. Die Lobpreiser der Tonkunst werden nicht müde, von den unendlich mannichfaltigen Modulationen und Rhythmen zu sprechen, deren die Musik fertig ist; als leistete dies die Kochkunst, als ächte freie Kunst nicht eben so gut, ja noch besser. — Der Gegensatz von Dur und Moll ist auf das Schönste ausgesprochen im Essen

und Trinken selbst. C-dur wird jeder ächte Gourmand im Rindfleisch, der Basis der Mahlzeit, wieder erkennen; eben so A-moll im Rheinwein ꝛc. Wohl dem, der die ganze Scala gründlich studiren kann! — Scharfsinnige Köpfe werden die Verwandtschaft leicht herausfinden, die z. B. Aalpastete mit dem feierlichen Es, Schwarzwildpret mit As-dur, Champagner mit Fis und Lacrimä Christi mit F-moll hat. Jede Schüssel ist ein Accord, die Ingredienzien sind die Töne. Aber die Noten kommen erst nach der Mahlzeit. — Kein Hörer wird durch einen schönen und überraschenden Uebergang so entzückt, als ein guter Esser, wenn einer Schüssel eine pikantere folgt. Mit Messer und Gabel weiß er sostenuto und staccatto, fsorzando und pizzicato hervorzubringen. Die schönsten Rouladen perlen aus den Flaschen und trillern in den Spitzgläsern. Die Pfropfen bilden die Dissonanzen, die daher auch immer so rasch wie möglich aufgelöst werden, um die Harmonie wieder herzustellen. — Den Contrapunkt hat die Kochkunst so gut wie die Tonkunst. Zwar essen Laien unisono ohne Takt und kunstgerechte Stimmführung; aber in der höhern Eßkunst ist die Melodie Contrapunktisch in die verschiedenen Kehlen verlegt, und je nachdem irgend ein Gast mit seiner Lieblingsschüssel zusammentrifft, erklingt die Melodie bald aus einem Sopran- oder Alt-, bald aus einem Tenor- oder Baß-Schlund. — Auch Solis entzücken, und Eßvirtuosen erregen sicher oft nicht weniger Erstaunen durch ihre Force in Compositionen, die besonders für sie gesetzt sind, als je nur Tonkünstler. — Beide Künste haben auch das mit einander gemein, daß viel Dunst in ihnen gemacht wird und daß viele Köche den Brei verderben. — Die Welt hat wenig von den Gefühlen, mit welchen wir aus einer Oper oder aus einem Concert kommen; sie verklingen meist in der eignen Brust. Aber was ist nicht

schon bei Mahlzeiten für das Wohl der Menschheit gethan worden. Beide Künste kommen übrigens in Betreff der Nächstenliebe in Wohlthätigkeitsconcerten und Zweckessen zusammen. — Diplomaten wissen, daß man an keinen Unkosten weniger sparen darf, als an Tafelgeldern, weil zu Unterhandlungen ein guter Magen gehört und diejenigen Staatsmänner oft die besten Tractate abschlossen, die am besten tractirten. Die schärfsten Noten mildert die gastronomische Harmonie, und ein Diplomat, den man oft satt gekriegt hat, ist zum Frieden geneigter, als einer, bei dem der Magen noch mitspricht. Denn der Mensch ist am friedfertigsten, wenn er gut gegessen hat.

Die geküßten **Töne**. Neulich sang ein sehr hübsches Mädchen in einer Gesellschaft eine Arie und öffnete dabei das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig, so, daß die Töne nicht voll genug aus ihrem Purpurpförtlein hervortreten konnten. Jemand, von der Schönheit des Mädchens enthusiasmirt, sagte zu seinem Nebenmann: „Sehen Sie doch nur den Engel an, er küßt die Töne, die er uns zum Besten giebt." — Dieser antwortete: „Nun, so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den schönen Mund nicht schmutzig mache, denn die Töne sind unrein."

Die falschen **Touren**. Auf einem öffentlichen Balle tanzte ein Perrückenmacher so ungeschickt, daß ihm der Vortänzer endlich unwillig zurief: „Herr, wenn Sie mittanzen wollen, so müssen Sie nicht immer an ihr Metier denken und falsche Touren machen."

Die passendste **Tracht**. Eine Mutter, die an ihrem Söhnchen nichts als Schönheiten sah und in ihn ganz vernarrt war, brachte ihrem Gatten einst das Modejournal und fragte: „Sag' mir doch, Männchen, was für eine Tracht wäre wohl für unsern Karl am passendsten? — „Eine

Tracht Prügel!" — antwortete trocken der vernünftige Vater.

Die Langsamkeit und **Trägheit,** womit die Maurer arbeiten, ist fast sprüchwörtlich geworden. Oft hatte Devrient mit seinen Gefährten, einem Baue zusehend, seinen Scherz und Verdruß darüber gehabt. Eines Morgens sieht Devrient einen Arbeiter auf hoher Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Tabak zu nehmen. Die träge Gewohnheit hatte sich auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im scherzenden Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand, dazu kommt eine Prise zu nehmen." Die Wette wird gemacht; Karl, der Kellner, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Kork springt, und Devrient stürzt das erste Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise — Devrient ist mit der halben Flasche fertig. Verloren! Verloren!" riefen die Wettenden triumphirend; doch der Maurer hält gedankenlos die Prise in der Hand, und sieht sich phlegmatisch rings um und gähnt; ein Kamerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der eben so gedankenlos hineingreift; sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern, und schwatzen müßig weiter, da ruft Devrient: „Ich bin fertig!" und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase und schnupft sie langsam auf.

Trägheit. Eine amerikanische Zeitung erzählt: Der Besitzer eines Landgutes habe zwölf seiner Leute auf dem Boden liegend gefunden und dem Faulsten einen Dollar zu zu geben versprochen. Alsbald sprangen Elf auf und machten Anspruch auf die Belohnung, indem Jeder sich für den faulsten Menschen erklärte. Der Gutsbesitzer gab indeß den Dollar dem Zwölften, der ganz gemächlich liegen geblieben war, und, als ihm der Lohn geboten wurde, den Geber gähnend ersuchte, er möchte ihm doch den Dollar in die Tasche stecken.

— Dort wandelt langsam, schwer mit sich bemüht,
Kroll, den wir längst erharrten.
Er lebe wohl! Wer ihn auch kommen sieht,
Kann ihn doch nicht erwarten.

Trank. Corrector Frisius theilt die Tränke der Alten in Lobe-, Labe- und Liebe-Tränke ein. Bei dem ersten priesen sie ihre Götter, bei dem zweiten löschten sie ihren Durst, bei dem dritten schlossen sie freundschaftliche Bündnisse und Brüderschaften.

Die **Trappisten** sind fromme Selbstmörder.

Trappisten. Es ist schön, daß das La Trappe-Kloster abbrannte, ohne daß einer der Mönche das Schweigen brach; es ist schöner, daß unsere Länder keine Trappistenklöster sind, sondern reden. J. P.

Vor einiger Zeit besuchte ein königlicher Prinz eines der **Trappistenklöster** im südlichen Frankreich. Der Prior stellte ihm nach der Reihe die ewig schweigenden Brüder vor und sagte endlich bei einem derselben: „Sehen Sie hier, mein Prinz, einen unglücklichen Soldaten, der bei der Schlacht von*** aus Furcht vor den Kanonen davon lief, und dann, aus Verzweiflung über seine verlorene Ehre, in diesen Orden trat.“ Bei diesen Worten veränderte der Bruder die

Farbe. Zorn und Stolz blitzten aus seinen Augen, und der schreckliche Kampf der Seele malte sich auf seinen entstellten Zügen; — doch plötzlich auf das Crucifix blickend, faltet er die Hände, fällt demüthig vor den Prior auf die Kniee, und verläßt blaß und schweigend das Zimmer. — Der Prinz, durch diese Scene erschüttert, fragt unwillig den Prior, warum er diesen Unglücklichen so anklage? „Mein Fürst!“ antwortete dieser: „ich that es, um Ihnen zu zeigen, welche Gewalt die Religion besitzt. Dieser Bruder war einer der bravsten Officiere, der in jener Schlacht Wunder der Tapferkeit gethan hat. Sie sahen den Kampf, den meine falsche Beschuldigung in ihm erweckte, aber Sie sahen auch die Unterwerfung.“

Trauer eines Irländers. Neulich besorgte sich ein reicher Irländer, welcher Witwer geworden, hundert Tonnen Tinte, um am Sterbetage seiner geliebten Gattin in seinem Parke das Wasser der Springbrunnen schwarz zu färben.

Trauer-Farben. In Europa trauert man allgemein schwarz, weil diese Farbe die Finsterniß andeutet, in die der Körper im Grabe versetzt wird. Schon eine höhere Anspielung hat man in China in der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, ist. In Aegypten ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Absterben diese Farbe annehmen. In Aethiopien ist die braune Farbe üblich, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entstanden sind, und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei ist blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels ist, wohin die Todten kommen; in anderen dagegen purpur und violett, weil beide eine Mischung von schwarz und blau sind, und ersteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet.

Das **Trauer** trazen. Am Tage vor der Beerdigung seiner Großmutter wurde ein Landschulmeister von einem Freunde erinnert, sich für den morgigen Tag schwarze Kleider zu verschaffen. „Ei was," seufzte er betrübt, „Gott sieht nicht auf das Kleid — wenn nur mein Herz schwarz ist."

Lange **Trauer**. Zu Innsbruck starb ein Wirth. Als man ihn zu Grabe trug, that seine Frau so kläglich, daß zwei Menschen sie führen mußten, und man besorgte gar, sie werde vor Klage und Jammer beim Grabe sterben. Nachmittags als sie mit großer Noth eine Weinbrühe eingenommen hatte, sprach der Knecht zu ihr: „Es ziemt Euch nicht, allein Haus zu halten bei Eurem großen Verkehr. Ich weiß nun wohl Bescheid in Eurem Handel; wollt Ihr mich nehmen, so werde ich thun wie ein frommer Gesell." — „O lieber Hans!" sprach sie, „warum hast du mir's nicht eher gesagt. Ich habe es schon einem Andern versprochen."

Doppelte **Trauer**. Ein munterer Wiener begegnete einst auf einer Promenade in den heißesten Tagen des Juli seinem alten Bekannten, einem Ungar, der über einen schwarzen Frack noch einen Rock von ähnlicher Farbe trug, und von der Tageshitze ganz erschöpft, kaum zu gehen vermochte. „Was Teufel machen denn Sie," rief jener erstaunt, „in dere Hitz' zwa Röck z' tragen!" — „„Ach, muß ich wohl,"" erwiderte der Magyar kleinlaut, „„ist mir storben vorgestern Onkel, heute wieder Tante, drum muß ich tragen doppelte Trauer.""

Trauer. „Schon vierzehn Tage immer in demselben Anzuge! Das ist zum Verzweifeln!" rief Frau von St. bei der Toilette aus, als sie Witwe geworden war. „Aber gute Lisette, so sage mir doch, um wen trage ich denn eigentlich diese Trauerkleider!"

Nachstehendes **Trauergeräth** ist billig zu verkaufen: 1) Eine bleierne Eßglocke, während der Trauer zu läuten. — 2) Ein Dutzend Trauerwürfel, schwarz, mit weißen Punkten. — 3) Ein schwarzes Billard mit weißen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weißem Cotton behangen. Die Glocken im demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft. — 4) Einige Dutzend Liqueurgläschen, in Gestalt antiker Thränenfläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche. — 5) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Tafelgerichte, völlig unschädlich, schwarz zu färben; darunter auch eines die Citronen und Zwiebeln bei der Leiche zu schwärzen. 6) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen und können, sämmtlich von großen Meistern Englands gearbeitet, und von ungemeiner Schönheit, blaß zwar, aber zum Entzücken, zumal die weiblichen Masken. Die Thränen an denselben sind durchweg durch natürliche Perlen dargestellt, worunter einige an den Masken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sich befinden. Lichtenberg.

Das **Trauerspiel** auf der Gasse. Zur Zeit der Revolution fragte Jemand den Schauspieldichter Le Mierre, einige Tage nach der Zerstörung der Bastille, „wann man wieder eine neue Tragödie von seiner Arbeit haben würde?“ — „Meine Arbeiten,“ sagte der Dichter, „sind nun überflüssig geworden; denn jetzt lauft das Trauerspiel auf der Straße herum.“

Der nicht gesehene **Traum.** Ein Wiener Stutzer, der stets galant gegen das schöne Geschlecht sein wollte, versicherte in einer Gesellschaft einer Dame, daß er himmlische Träume von ihr in der vergangenen Nacht gehabt habe. „O glauben's ihm nit, gnädige Frau!“ fiel ein Ungar, der

des Wieners Bettgenosse war, ihm in's Wort: „is des nit wahr, denn, schlaf ich ja bei ihm, und hab ich nichts gesehn und nichts gehört."

Der **Traum**.

Mir träumt: Ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und um mich sitzen Engelein,
Die meine Weise loben.

Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Cardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr:
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh, mach' Dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen,
Sollst Du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn bei'm Glas Tockayer;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such' ihn bei Mamsel Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt hinab der Engel,
Und packt ihn auf, bringt ihn herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja Jung', ich bin der liebe Gott'
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer Dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag',
Die sollen Dich entzücken,
Und Dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt X. X. beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster frisch und klar
Soll jeden Stein enthalten.

Ein Regen von Citronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die X. Xer sich
Ob diesem guten Fressen;
Die Herren von dem Stadtgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Ob diesem Götterfraße,
Die Lieut'nants und die Fähndrichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Lieutenants und Fähnderichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken: Alle Tag geschieht
Kein Wunder so wie heute.

H. Heine.

Träume. In Magdeburg lebte noch am Anfange dieses Jahrhunderts ein alter Officier, der schon im Knabenalter als Page, später als Adjutant um die Person des Königs Friedrichs II. war. Im Sommer von 1769 befand er sich mit dem Monarchen in Breslau. Da sagte Friedrich eines Morgens zu ihm: „Kann er Träume deuten?" — „Nein, Sire," war die Antwort. — „Nun so merke Er sich doch meinen Traum; wir wollen sehen, welche Begebenheit der Zufall damit zusammenführt," sagte der König. „Ich sah im Traum einen hellen Stern sich auf die Erde herabsenken: er umfloß sie mit wunderbar strahlendem Licht; ich wurde davon umhüllt, und Mein Auge vermochte nicht dasselbe zu durchdringen." Der Officier merkte sich den Traum — es war die Nacht, in der Napoleon geboren war.

Träume. Utz singt:

„Ein Jeder gleichet seinen Träumen,
Im Traume zecht Anakreon,
Ein Dichter jauchzt bei seinen Räumen,
Und flattert um den Helikon!
Für Euch, Monaden, ficht mit Schlüssen
Ein Liebling der Ontologie,
Und allen Mädchen träumt von Küssen,
Denn was ist wichtiger für sie?"

Träume. Wie Himmelsblumen werden oft Träume durch die Menschennacht getragen, und am Tageslicht bezeichnet nur ein fremder Frühlingsduft die Spuren der verschwundenen. — Der Traum ist zwar oft ein Nordlicht des Geistes, aber öfter noch nur der Affe des Lebens und eine Komödie in der Komödie. Er ist wie jener indische Baum, dem eine Sommernacht die Blüthen ausbrütet, der kühlere Morgen aber wieder abstreift. Wenn daher der Tag anbricht, muß der Mensch die Augen aufschlagen, und wenn

er im Traume noch so gescheit war, muß er beim Erwachen wieder ein Narr werden, d. h. so sein, wie die ganze Welt.

J. Paul.

Träumer.

Im Traume sagt die Welt Dir unverblümt,
Daß Dir der Name „großer Mann" gebührt:
Wir Alle läugnen nicht, Du schläfst berühmt.

Der **Trauring** wird am vierten Finger der linken Hand getragen, weil eine alte Sage, trotz allem Einspruch der neueren Anatomie, behauptet: von diesem Finger laufe eine kleine Pulsader dem Herzen zu.

Kurze **Trauung.** Der Pfarrer N., der große Kürze in seinen Reden liebte, fragte einst bei einer Trauung das Brautpaar: „Wollt's Euch?" — Das Brautpaar sagt „Ja." — „Nun," erwidert der Pfarrer, „so habt's Euch!" legte Beide Hände in einander und schloß: „Was Ihr zu thun und zu lassen habt, wißt Ihr halt selber. Amen."

Trauung. Swift war auf einer Fußreise nach Colchester von London aus begriffen. Ein Regenguß trieb ihn, unter einer Eiche Schutz zu suchen. Dieselbe Ursache führte auch einen Mann mit einer schwangern Frau dahin. Swift erfuhr von ihnen, sie wollten Beide nach Liechfield, um sich dort trauen zu lassen. Der Zustand der Frau verrieth, es sei keine Zeit zu verlieren, und Swift bot ihnen die Trauung auf der Stelle an. Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen und sogleich in's Werk gesetzt. Indeß bat sich der angehende Gatte eine Bescheinigung der Trauung aus. Swift schrieb sofort mit Bleistift auf ein Blatt:

Unter dem Obdach der Eiche, bei Sturmwind und Regen
Ertheilt ich dem saubern Paare den Segen;
Nur er, der Lenker des Donners, wird können
Die Bande des saubern Paares zertrennen.

Travestirung. Ein junger Mann, welcher mit einem Mädchen in einem Liebesverhältnisse stand, das Beide sehr geheim hielten, befand sich mit einigen seiner Freunde in einem Weinhause und erzählte im Rausche, daß er versprochen habe, seine Geliebte auf der Promenade zu besuchen. Einer der Anwesenden, welcher das Mädchen kennen lernen wollte, schlich sich, als es zu dunkeln anfing, fort, und traf auch wirklich ein Mädchen, das allein lustwandelte. Er ging auf dasselbe zu. Dieses trat ihm sogleich mit offenen Armen und mit den Worten entgegen!

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!" —

worauf jener sogleich antwortete:

„Heut kommt er nicht, er ist besoffen." —

Treffen. „Herr F. ist mir Geld schuldig," sagte ein Maler zu R., „und will obendrein porträtirt sein." — „Thun Sie es nicht," meinte R., „denn Sie werden ihn gewiß nicht ähnlich machen." — „Warum nicht?" — „So lange er was schuldig ist, ist er niemals zu treffen."

Trennung.

Klagen ob der Trennung Pein
Melden nicht ihr Leid, ihr wahres;
Tausend Bände sind nur ein
Abschnitt ihres Commentares.

Hafis.

Treue. Der Liebe treu sein, heißt daran arbeiten, Eure Freuden zu vermehren; den Schönen treu sein, heißt vor Langeweile sterben wollen.

Nivon de l'Encler.

— Man sagt „Liebe und Treue," als ob das zwei verschiedene Dinge wären; allein das ist nicht der Fall, Treue ist blos das erste Abonnement auf die Liebe. Bei neuen Stücken haben die Frauenzimmer aber oft „Abonnement suspendu."

S.

Schwur der Treue.

Wenn des Erdballs Axen wanken,
Wenn die Stern' am Himmelszelt
Alt und lebensſatt erkranken,
Und vertieft in Nachtgedanken
Einſt der Mond vom Himmel fällt;
Wenn verbrannt zu einer Schlacke,
Spät die Sonne untergeht,
Und dereinſt im blauen Fracke
Werther wieder auferſteht;
Wenn die Wahrheit Philoſophen,
Wenn Verſchwiegenheit die Zofen,
Und der Reim den Dichter ſucht;
Wenn die alten Mädchen weinen,
Wo ein Freier um ſie wirbt;
Wenn ſich Tag und Nacht vereinen,
Und der ew'ge Jude ſtirbt,
Wenn ſich Hebe vom Alciden
Im Olympus ſcheiden läßt;
Alles in der Welt im Frieden,
Wie aus einem Horne bläſt.
Wenn der Teufel ſich bekehrt;
Wenn die Bären nicht mehr brummen;
Wenn der Taube einen Stummen
Demoſtheniſch reden hört.
Wenn die Schmeichler nicht mehr kriechen,
Und der Genius der Griechen
Vom Olympus wiederkehrt;
Wenn die Enten und Gevattern
Nicht mehr ſchwimmen, nicht mehr ſchnattern;
Prinzen keine Schmeichelei,
Schöne keine Seufzer hören,

Stutzer nicht mehr ewige Treu,
Schurken keinen Meineid schwören,
Wenn Koketten, männerscheu,
Schmink' und Spiegel gern entbehren,
Wenn der Adler Tauben heckt,
Wenn Tokayer oder Sect
Schäumend rinnt durch beide Belten;
Wenn ein Blinder neue Welten
Ohne Teleskop entdeckt;
Wenn ich unbesetzt im Lotto
Einst das große Loos erlangt,
Und ein Vers von mir als Motto
Vor der Messiade prangt.
Wenn der Reimschmied Knallerballer
Einst die Ewigkeit wie Haller,
Und wie Kleist den Frühling singt;
Wenn sich Türke, Christ und Heide
Brüderlich umschlungen hält,
Und bei Schillers Lied der Freude
Sich umarmt die ganze Welt;
Wenn der Drache goldne Schätze,
Wenn der Storch die Kinder bringt,
Und in einer Autorhetze
Schreibeschnell den Preis erringt;
Wenn Unmöglichkeit in Wahrheit,
Lust in Unlust,
Nacht in Klarheit,
Wonne in Verzweiflung liegt;
Wenn der Sieg sich selbst besiegt,
Und die Lüge nicht mehr lügt;
Wenn sich alle Teufel lieben,
Kein Gelehrter mehr sich beißt,

Wenn die Ewigkeit vertrieben
Von der Zeit sich selber speist;
Wenn umher wie Kraut und Rüben
Alle Elemente stieben;
Wenn der Schrecken selbst erschrickt,
Wenn der blasse Neid erröthet,
Satan sich zum Gott entzückt,
Und der Tod sich selber tödtet;
Wenn das Tribunal der Hölle
Wird zum Sitz der Seligkeiten;
Wenn das Causticum der Zeit
Welten, Sterne, Sonnenbälle,
Aus dem Aether wegge beizt,
Und der eherne Geselle
Grimmig auf des Grabes Schwelle
Aus mein Lebenslämpchen schneuzt;
Dann bei Allem, was auf Erden
Versifexe groß und klein
Reimten und noch reimen werden,
Hör' ich auf Dir treu zu sein.

Treue bis in den Tod. Im spanischen Bürgerkriege nahm ein christinischer Lancier einen Karlisten gefangen, dem man das Leben schenken wollte, wenn er: viva Donna Isabella! rufe. Kaltblütig rief er: „Es lebe Karl V.!" und erhielt dafür einen leichten Lanzenstich. Zum zweiten Male, unter Androhung sofortigen Todes, aufgefordert, entblößte er seine benarbte Brust und rief: „Ich kann Christine nicht anerkennen, ich sterbe für König Karl!" und fiel sogleich, von zwanzig Stichen durchbohrt. — In gleicher Weise benahm sich Lord Balmerino, der im Jahre 1746 nach dem Mißglücken der letzten Versuche des Hauses Stuart, England wieder zu erobern, zum Tode verurtheilt wurde. Dem

verhängnißvollen Blocke gegenüber verweigerte er, das Wort des Sherifs nachzusprechen: Gott segne den König Georg! und er rief mit fester Stimme: „Gott segne den König Jacob!“

Treue.

Des Gatten letzte Frage.

Nur einen Aufschluß noch von meiner Guten!
Bin ich ein Hörnerträger? Sprich!
Du wagst ja nichts! ich sterb' in drei Minuten! — —
„Nein, nein, wer weiß, vielleicht erholst Du Dich!“

— Dem Wechselbilde, dein beglücktes Reich,
Bleibst du nur uns, den Freunden immer gleich.

Goethe.

Treuerkorne! Ein Ehemann ließ an seine Frau ein Gedicht drucken, welches mit dem Verse begann:

„Louise, meines Daseins Treuerkorne,“

Der Setzer aber setzte dafür:

„Louise meines Daseins Trauerkrone.“

Trigonometrie. Rabener traf einst Kästner bei trigonometrischen Tafeln und sagte, nachdem er darin geblättert: „Da steht ja im ganzen Buche kein vernünftiges Wort!“ — „Aber viel vernünftige Zahlen,“ versetzte Kästner.

Berühmte **Trinker.** Es ist eine sehr alte Behauptung, daß es unter keiner Nation größere Trinker gäbe, als unter den Deutschen. Indessen hat es auch nicht an Italienern, Franzosen und Engländern gefehlt, die in die Reihe starker Trinker gestellt zu werden verdienten. Tiberius, Licius, Piso, konnten zwei Tage und zwei Nächte hintereinander trinken, Dionysius aber hielt es 90 Tage aus. — Auf Erlaubniß seines Herzogs holte sich Dionys Kleist, Hauptmann zu Kolbatz in Pommern, seinen Schlaftrunk, 3 Tonnen Bier, in

Einer Tracht selbst aus dem Keller. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne bei dem Spunde, und eine halbe nahm er unter jeden Arm. Am Hofe des Herzogs Bogislaus des Zehnten von Pommern, 1490, der selbst ein Riese von Gestalt war, schreckbar essen und noch mehr trinken konnte, lebte Einer, der es ihm in beiden noch zuvorthat, Werner von Schulenburg. Dieser speiste einen ganzen Ochsen auf, verzehrte eine Baille voll Fische auf einmal, und trank darauf so viel, daß eine ganze Gesellschaft daran zu Genüge gehabt hätte. Als Winrich von Kniprode im Jahre 1551 zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt wurde, gab es gar hohe Festlichkeiten, Schießen und volle Tafeln. Bei dem Ehrenmahle mußte jeder Gast ein silbernes Becken mit 8 Weinflaschen, die sich selbst ergossen, auf einen Zug leeren. Der wackere Trinker Veit von Basenheim leerte es dreimal, und wurde Schloßhauptmann. In Franken, wenn ehemals eine Gesellschaft recht fröhlich gespeist und zusammen gezecht hatte, wurden die Pistolen geladen, mit Wein angefüllt, der Hahn gespannt, ausgetrunken und dann zum Fenster hinaus nach einer Scheibe abgeschossen. Becher, aus welchen während des Gesundheittrinkens sechs Mal wie mit einem Pistol gefeuert werden konnte, verfertigte der im vorigen Jahrhunderte berühmte Künstler Wilhelm Hahn zu Schweinfurt.

Ursache des **Trinkens.** Ein Hauptmann stellte einem Grenadier vor, daß er das starke Trinken lassen solle; dann würde er ein recht braver Mann sein. „Ich bitte," erwiderte der Grenadier, „Sie reden alleweil von meinem Trinken, aber an meinen Durst denkens gar nicht."

Neben einem **Trinker** stand in einem weiten Kühlfasse eine Bouteille von mehreren Maß mit Wein gefüllt. — „Treue Gefährtin," sprach er zu ihr, nachdem er sich das erste Glas aus ihr eingeschenkt hatte, „so lang du feststeheſt,

steht auch dein Herr fest; fängst du nach und nach zu tanzen an, so tanzt auch er mit; und kannst du dich endlich nicht mehr halten und fällst um, so kann auch er nicht umhin, es dir nachzuthun."

Des **Trinkers** Jahreszeiten. Von einem starken, schon ziemlich bejahrten Trinker sagte Jemand: „Er hat alle Jahreszeiten im Gesichte. Auf dem Kopf ist Schnee; in den Augen, die immer vom Feuer, oder richtiger vom Weine glühen, ist Sommer, seine Wangen sind gelb wie der Herbst; und den Frühling machen die Blumen auf der Stirne."

Der beschämte **Trinker.** Es rühmte sich Jemand, er könne fünf bis sechs Flaschen Wein trinken, ohne zuviel zu haben. „Sehr stark," antwortete ein Arzt, „doch thut's mir leid, daß Sie ein Mensch sind, wären Sie ein Schwamm, so würde ich Sie Ihrer guten Eigenschaften wegen loben."

Trinker. Ein polnischer Bürgermeister wurde an der Grenze aufgefordert, ein Fäßchen Ungarwein von beiläufig 10 Quart Preußisch zu verzollen. Umsonst betheuerte er, die Kleinigkeit sei nur ein Labetrunk auf der Reise; die ungläubigen Zollwächter schüttelten die Köpfe. Da erfaßte der an seiner Ehre Beleidigte das Fäßchen, schlägt den Spund ab und trinkt es — rein aus in Einem Ansatze, das leere Gefäß der erstaunten Zollwache zum Andenken hinschleudernd.

— „Es ist nicht wahr, was die Aerzte sagen, daß ein Ei und ein Glas Wein einen Menschen vier und zwanzig Stunden erhalten kann," sagte Einer, der aus dem Weinkeller taumelte; „ich habe sechzehn Eier gegessen und einige dreißig Gläser Wein getrunken, und habe alle mögliche Mühe, mich nur einen Augenblick auf den Beinen zu erhalten."

— An einem heißen Tage traten fünf Bürger und ein Student in demselben Augenblicke in das Zimmer eines

Gasthauses ein. „Herr Wirth," sagte der eine Bürger, „bringen Sie uns gefälligst eine Flasche Wein und fünf Gläser!" — „Und mir," rief der Student, „bringen Sie fünf Flaschen Wein und ein Glas!"

Trinker.

Die Kellermädchen, die zu Schenkinnen beschieden,
Sind härter noch bestraft, als jene Danaiden.

— Nur eins mißfällt mir am Schöpfungsplan:
Daß man die Speisen nicht trinken kann!

Trinkers Träume.

Mir träumt', ich war Diogenes
Und trank ein volles Bierfaß
Erst leer und dann bewohnt ich es.
Als ich nun so darinnen saß,
Sprach ich: „Das ist ein seltner Spaß;
Jetzt wohn' ich, liebes Faß, in dir
Und du — in mir.

— Es kam von einem Männerschmaus,
Wo um die Wette man getrunken,
Gregor des Abends spät nach Haus,
Benebelt zieht er sich nicht aus,
In einen Polsterstuhl gesunken,
Glaubt er im Bette schon zu sein.
Indem er sich gemüthlich dehnet,
Das schwache Haupt an's Kissen lehnet,
Schließt er die Augen, schlummert ein.
Bald süße Träume ihn umschweben,
Er wähnet, im Olymp zu sein,
Und Hebe reicht aus Nektarreben,
In goldner Schaal' ihm Götterwein.

Er faßt sie, führt sie zu den Lippen,
Von des Olymps Gewächs zu nippen.
Da — tritt zu ihm die Gattin ein.
Sie naht sich ihm mit raschen Schritten
Und stößt ihn ziemlich unsanft an:
„Ermunt're Dich, versoffner Mann!“
Er ruft erwacht: „Das will ich mir verbitten,
Den schönen Wein mir zu verschütten,
Eh' ich noch einen Schluck gethan!“

Trinker. Weißt du, warum ich trinke?
Von Hochmuth strotz' ich und Eitelkeit,
Und die will ich ersäufen
Im Meere der Betrunkenheit. **Hafis.**

— Wenn einer mäßig trinket,
So soll ihm das gedeihlich sein;
Wenn ohne Maß, so soll es
Ihm ohne Maß gedeihlich sein.

Der Scheich, der alte Vater,
Wenn er zu Glas und Flasche greift,
Laß Himmel ihm die Flasche,
Laß ihm das Glas gedeihlich sein!

Den Kuß auf zarte Munde
Laß in Pallast und Hütten uns,
Auf Kissen und auf Polstern
In Busch und Gras gedeihlich sein.

Doch sperrt die Erde hungernd
Zehntausend schwarze Rachen auf,
Laß sie Zeloten fressen
Und ihr den Fraß gedeihlich sein. **Hafis.**

Trinker. Mancher trinkt nicht zu viel, er kann nur zu wenig vertragen.

— Laßt, Freunde, das Superne,
Das Hohe, Tiefe, Ferne!

Kommt zu Verstande, pilgert
In eine Weintaberne!

Da funkeln in den Bechern
Die schönsten Himmelssterne;

Da leuchtet auf den Tischen
Die klarste Denklucerne;

Da webt ihr in des Lebens
Tiefinnerlichem Kerne;

Drum kecklich in den Winkel
Stellt eure Nachtlaterne! **Hafis.**

Alte Bechersprüche.

— Im Becher ersaufen mehr als im Meere.

— Wie ich merke, so sind Dir bereit fünf Gründe zum Trinken:

Eines Gastes Besuch, der Gegenwart
Durst und der Zukunft,
Und die Güte des Weins und jeglicher andere Grund noch!

— Wer zum Tischtrank Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kimmt. —

— Mein Esel sicherlich muß klüger sein als ich,
Er fand sich selbst in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke!
Man denke! —

Trinker.

Alte Zecherſprüche.

Sie ſchenkten voll ein,
Und tranken ſo rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt' auf den Nagel proben,
Das war zu loben!

— Der Deutſche hat zum Symbolum
Das Wort der Paſſion
„Mich dürſtet!“ auserſehen,
Und hält nach eigenem Proben,
Den Vers für unterſchoben:
„Laß dieſen Kelch vorübergehen!“ —

— Sein Glück für einen Apfel geben,
O, Adam! Wie? wenn Saft der Reben,
Die Probefrucht geweſen wär?
Das Paradies wär' auch nicht mehr!

— Im Feſt noch ſo fein,
Iſt es nur guter Wein,
Der Lachenswerthes entdeckt
Und das Lachen weckt! —

— Nächſt dem Säbel war dem Zecher
Sein liebſter Adjutant der Becher! —

— Apoll muß tieftgebeugt und krumm
Im Fürſtenſaale ſchleichen,
Allein mit Bachus geh'n ſie um
Als wie mit Ihresgleichen. —

Trinker.

Das Krüglein geht, wie's Sprichwort spricht,
So lang zum Weine, bis es bricht. —

— Segus singt:

Dicht ich fein
Und trinke Wein,
Kann ich göttlich reimen,
Mein Talent pflegt aus dem Wein
Zu keimen. —

— Ein Müßiggänger trat in London in ein Wirthshaus in Shmitfield und fand dort einen Landmann, der eine Kanne mit Porter vor sich stehen hatte. Mit diesem ließ er sich in ein Gespräch ein, erzählte ihm eine Menge fabelhafter Dinge und sagte endlich, daß er aus der vollen Kanne genau die Quantität eines Weinglases trinken könne. Der Landmann bezweifelte es, und der Andere sagte: „Ich mag keine hohe Wetten, aber ich will einen Pfennig wetten, daß ich es kann." Der Landmann stimmte dem Vorschlage bei, worauf der Andere die Kanne nahm und sie in einem Zuge leerte. Dann wandte er sich zu seinem Gegner und sagte: „Ich gestehe, daß ich meine Wette verloren habe, da ist der Pfennig."

— Ein Trunkenbold blieb ruhig im Wirthshause sitzen, als man ihm die Niederkunft seiner Frau meldete, — bei der zweiten Botschaft von Zwillingen blieb er auch noch ruhig, — als aber Botschaft von einem dritten Kinde kam, stand er hastig auf und eilte nach Hause: „Nun ist's Zeit sonst geht's so fort!"

Trinker.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht;
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß. Lessing.

— Geographie scheint Bibulus Vergnügen,
Bis ihn der Rebengott besiegt,
Er weiß, wo alle Städt' und Dörfer liegen,
Doch selten, wo er selber liegt.

— Es giebt Leute, die eine ganze Flasche Wein trinken können, ohne einen gescheiten Einfall zu haben. Ich dagegen bestelle mir sogleich die zweite. Gl.

Trinker.

A. Besser ist der Wein, nach meinem Dünken,
Als der vorige.
Die Andern. Wie toll Du bist:
Ist er nicht aus einem Faß!
A. So wißt:
Besser ist der Wein, den wir erst trinken,
Als ein Wein, der schon getrunken ist.

Trinker.

Ein Trunkener brach das Armgelenke,
„Wo wohnt Ihr?" frug ein fremder Mann,
„Daß man nach Haus Euch tragen kann?" —
„Ei!" rief er, „bringt mich in die Schenke!"

Trinker.

Hans Puff blieb lange bei dem Bilde
Des Bachus vor dem Schilde
Der Schenke stehn. Zuletzt
Rief er im stärksten Basse:
„Der Narr sitzt auf dem Fasse,
Ich hätte mich davor gesetzt.“

— „Wer säuft sich alle Tage voll?
Du mußt auf Deiner Hut sein!
Ein Rausch nur jeden Monat, soll
Für die Gesundheit gut sein.“

„Der Tag ist nicht benannt, — wie toll!
Sonst würd' ich gern ihn wählen,
Ich trinke mich nun täglich voll
Aus Furcht, ihn zu verfehlen.“

Selbstgespräch eines **Trinkers.**

„Das größte Unglück ist der Feind?
Der ist zu schlagen!
Am Sarg der lieben Frau geweint?
Ist zu beklagen!
Verarmt durch einen Busenfreund?
Steht zu ertragen!
Der Gang zur Unterwelt, ist der gemeint?
Man muß ihn wagen!
Das größte Unglück, das ist das:
Bei meinem Durst ein — leeres Faß.“

Trinker.

Zwölfmal in sieben Minuten
Schenkt er sich neuerdings ein.
Saunt nicht, denn wenn er trinket,
Wird ihm zu Lothe der Wein.

Trinker.

A. Zusammenhauen laß' ich Dich Hallunken!
B. Herr Bruder, ich halte Dich; bleib' in Ruh!
Du hast ein wenig zu viel getrunken.
A. Herr Bruder, und viel zu wenig Tu!

Trinker.

Als Potor seine Barbara
Im Doppelrausche doppelt sah,
Stand er vor Schrecken plötzlich nüchtern da,
Und rief bekehrt: „Nie will ich wieder Zechen!
Zwei Barbara! Höllengaukelspiel!
Für's ungeheuerste Verbrechen
Wär' eine schon zu viel."

— Betrunken schob noch eine Flasche Wein
Potorius vom Gastwirth ein,
Konnt' aber doch nicht widerstehen
Und trank sie beim Nachhausegehen.
Als unversehns, noch ferne vom Asyl,
Mein Zecher auf dem Glatteis fiel,
Rief er, dahingestreckt, besonnen:
„Ach! meinem lieben Gott sei Dank
Daß ich den Wein beim Heimgeh'n trank!
Nun wär' er ausgeronnen."

— Er ist ein Trinkerkönig
Der nasse Mosellan;
Auch das ist noch zu wenig,
Er säuft wie ein Tyrann.
Er rief nach fünfzehn Flaschen,
Wie Cajus, dürstiglich:
„O hätten alle Flaschen
Nur einen Hals für mich!"

Trinker. Luther, der den Becher eben nicht haßte, sprach doch an kurfürstlicher Tafel dagegen: „Da solltet Ihr Fürsten zuerst dazu thun!“ — „Ja, wir thun genug dazu, sagte Herzog Ernst, sonst wäre es wohl schon abgekommen.“

— Ein Schauspieler wurde in einer Abendgesellschaft gefragt, wie er seinen Thee zu genießen wünsche, mit oder ohne Rum? „Gewöhnlich,“ antwortete er, „trinke ich ihn mit Rum aber ohne Thee.“

— Plato billigt in seinen Gesetzen die Gelage, Wein und Gesang, vorzüglich im vierzigsten bis sechszigsten Jahre; sie geben, sagt er, Heiterkeit und Stärke, sind ein mächtiges Band des Wohlwollens und der Eintracht unter Bürgern, und wünschte nur, daß stets ein König des Festes gewählt werde, der aber nüchtern bleiben müsse.

— Wer uns immer bei der Flasche sah,
Nenn' uns keine Thoren,
Denn wir suchen den Verstand nur da,
Wo wir ihn verloren.

— Seit Lügner Udo las:
„In vino veritas!“
Verschlingt aus langem Haß
Und, um in ihren Quellen
Der Wahrheit nachzustellen,
Er liegend Faß um Faß.

— Der echte Zecher trägt den Purpur auf der Nase, den ein König nur um die Schultern hängt; er hält Bachus für einen Narren, da er auf dem Fasse sitzt, und nicht vor demselben, und Diogenes ist ihm ein noch größerer Narr, weil er mit einem leeren Faß vorlieb nahm.

Trinkerneid.

Wer doch so glücklich wär',
Wie du, geliebtes Meer!
Aus immer vollen Gläsern stillen
Die Ströme deinen Durst,
Um wieder sich zu füllen,
Und du? wirst niemals voll,
Und jene niemals leer,
O wer doch auch so glücklich wär'!

In England war und ist auch noch die eben nicht preiswürdige Sitte, die sich überall verbreitet hat, daß man, wenn man zu Gaste geladen ist, den Dienstboten ein sehr ansehnliches **Trinkgeld** geben muß. Ein alter verabschiedeter General auf halben Sold wurde mehrmals bei einem sehr reichen Herzoge in London zur Tafel geladen. Diese Diners mußte er durch Trinkgelder theuer erkaufen. Als er daher wieder zu einem eingeladen wurde, ging er zuvor zu dem Herzog, und bat ihn um die Namen seiner Dienerschaft. „Wie kommen Sie darauf?" fragte der Herzog, den diese Frage befremdete. „Bei meinem Einkommen fällt es mir zu schwer," erwiederte er, „die Diners bei Ihnen durch Trinkgelder so theuer zu bezahlen, und doch möcht' ich ungern die Ehre und das Vergnügen einbüßen, nicht daran Theil nehmen zu dürfen. Daher will ich ihre Dienerschaft in meinem Testamente durch ein Legat bedenken."

Das **Trinkgeld**. Die Art und Weise wie die Dienerschaft in England bei Personen hohen Ranges von deren Gästeu Trinkgelder zu erpressen sucht, gränzt an's Unglaubliche. Einer der Lakaien bringt dem Gaste, wenn er wieder geht, den Hut, der andere den Ueberrock oder Mantel, der dritte Stock, der vierte die Handschuhe. Ein Geistlicher,

der bei einem Lord gespeiset hatte, erfuhr diese Behandlung, nachdem er sich Hut, Stock und Ueberrock durch solche reiche Trinkgelder erkauft und sein Diner mehr als zu theuer erkauft hatte reichte ihm nun noch ein Bedienter die Handschuhe hin. Der Geistliche verlor die Geduld, nicht darauf achtend, schritt er vorwärts. „Herr Doctor," rief ihm der Lakai nach: „Ihre Handschuhe!" — „Behaltet sie nur statt Trinkgeld," erwiederte der Geistliche, „sie sind keinen Schilling werth. Ich werde mir ein Paar neue kaufen."

Trinklied. Die Deutschen haben verschiedene sehr artige Trinklieder; aber sie machen keinen Gebrauch davon. Am Anfange des Schmauses wollen sie nicht singen, weil ihnen das Trinken lieber ist, und am Ende können sie oft nicht, wenn sie auch wollten, weil ihnen die Zunge zu schwer wird.

Trinkrede.

Eulenböck's Trinkrede.

(Aus den „Gemälden" von Ludwig Tieck.)

Eulenböck ordnete an, wie die Weine aufeinander folgen sollten. Heute gilt es! rief er aus, die Schlacht muß gewonnen werden, und der Sieger erzeigt den Besiegten keine Gnade. Seht in mein kriegerisches Antlitz, Ihr jüngern Helden, hier hab' ich die rothe Blutfahne dräuend ausgehängt, zum Zeichen, daß kein Erbarmen statt finden soll: Nichts in der Welt wird so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Actus, den die Menschen so obenhin „trinken" nennen, und seine Gabe wird so verkannt, so wenig gewürdiget als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so möcht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eigenen Lehrstuhl zu errichten, von wo herab ich die unwissende Menschheit über die treff-

lichen Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es giebt nur wenige Unglückselige, die das mit Wahrheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehen, wie sie trinken, ohne alle Application, ohne Styl, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet; höchstens Colorit, was die Uebermüthigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen.

Und wie muß man es eigentlich anfangen? fragte Dietrich.

Anfangs erwiderte der Alte, muß man durch stille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur in keine vorzeitige Kritik, kein spürendes, naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauungsvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus, und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verständniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptsächlichste, hintangesetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.

O wie wahr! seufzte der Buchhalter, indem er seinen Thränen keinen Einhalt that. Worte, sagte der Pietist, die der gemeine Haufe goldne nennen würde.

Wäre das Trinken, fuhr Eulenböck fort, keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, so wie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmuthige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe, und läßt sich im wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen, und dort aus altem

Chaos alle glänzenden Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säufer! O meine Freunde, so schalteten und sodtteten auch diejenigen, die die Eleusinische Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieser goldenen und purpurnen Fluth ergießt sich und breitet sich in uns ein Meer von Wohllaut aus, und dem aufgehenden Morgenroth erklingt das alte Memnons-Bild, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gestanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Wogen, und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinsten kristallnen Gliederchen, und stürzen sich zum Bade in die Weinfluth, und plätschern und ringen, und steigen schwebend wieder heraus, und schütteln die bunten Geisterschwingen, daß mit Gesäusel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander, und küssen frohes Leben einer von des andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohllautender ihr Gestammel: da führen sie gekränzt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervorschauen kann. Nun fühlt der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich, und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die einen nachrufen: seht! der Kerl ist besoffen. Was meinst Du redliches Krokodill?

Der blasse Weinende reichte ihm die Hand und sagte: ach! Lieber, die Leute haben Recht, und Ihr habt Recht, und die ganze Welt hat Recht. Was Ihr so prophetisch daher gekugelt habt, geht über mein Verständniß, aber ich bin selig in meiner tiefen Rührung. Wenn Leute in die

Komödie gehen, um für ihr Geld zu weinen, so kommt mir das ganz abgeschmackt vor; mag es Andern vergönnt sein, sich an hohen Gesinnungen und Thaten zu erheben und darüber Thränen zu vergießen, aber ich verstehe es nicht; doch wenn solch guter Wein in mich hineingeht, so wirkt er wundersam, daß mir dann Alles, Alles, mag man sprechen was man will, mag man schweigen oder lachen, in der schönsten Rührung aufgeht. Seht, mein Herz möchte vor Wonne brechen, ich könnte Alles und wär' es Euer lahmer Pudel, in die Arme schließen. Aber meine Augen leiden darunter und der Doctor hat mir deshalb das Trinken ganz verbieten wollen. Aber dieser Gedanke ist mir eben der rührendste von allen Vorstellungen, darüber könnte ich Tagelang weinen, und deshalb hat er auch diese Verordnung wieder zurücknehmen müssen.

Je mehr ich trinke, sagte der Pietist, je mehr hasse ich das, was Ihr, Eulenböck, da schwadronirt habt, je unvernünftiger kommt es mir vor. Lug und Trug! Es ist beinahe eben so dumm, als beim Trinken die Lieder zu singen, die dazu gemacht sind. Jedes Wort ist darin gelogen. Wenn der Mensch nur einen Gegenstand mit dem andern vergleicht so lügt er schon. „Das Morgenroth streut Rosen." Giebt es etwas Dümmeres? „Die Sonne taucht sich in das Meer." Fratzen! „Der Wein glüht purpurn." Narrenspossen! „Der Morgen erwacht." Es giebt keinen Morgen; wie kann er schlafen? Es ist ja nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft' ich nur einmal über die Sprache her, und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen!

Laßt's Euch nicht irren, ehrlicher Mann, sagte Eulenböck, Eure Tugend meint es gut, und wenn Ihr die Sache anders ansehet als ich, so trinkt ihr wenigstens denselben Wein, und fast eben so viel, als ich selber. Die That vereinigt uns, wenn uns das System auseinander führt. Wer versteht sich heut zu Tage? Davon ist gar nicht die Rede mehr. Ich wollte nur noch bemerken, wenn es auch nicht mit dem Vorigen gar nicht zusammenhängt, daß mir die Art, wie Menschen und Aerzte den Nahrungsproceß und die sogenannte Assimilation ansehen, höchst einfältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus seinem Samenkorn eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor, und wenn sie auch Luft, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachsthum, bringt sie aber nicht hervor; sie giebt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht zu glauben, daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch erweckt nur die Qualitäten, die in uns ruhen. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders sei? Ich brauche doch wohl die alte Platonische Idee nicht von Neuem vorzutragen. Rafael und Correggio und Titian regen nur mein eigenes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstsinn können sich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden, und doch wecken diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher

auch die Sucht nach neuen geistigen Genüssen, die sonst nicht löblich sein würden, daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzubringen, der außerdem nur Unsinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, diesen weissagenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben meine lieben Saufbrüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.

Und welchen ziehen Sie vor? fragte Dietrich. Giebt es hier nicht auch das Classische und Vollendete, das Moderne und Trivale, das Manierirte und Gesuchte, das Lieblich-Alte und Fromm-Schlichte, das Gemüthliche und leer Renommirende?

Jüngling, sagte der Alte, diese Frage ist zu verwickelt, setzt unendliche Erfahrung, historischen Ueberblick, abgelegtes Vorurtheil, und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geschmack voraus, den nur viele Jahre, fortgesetzte Arbeit und unermüdliches Studium, so wie die Mittel dazu, die nicht in Jedermanns Händen sind, fassen und lösen können. Einiges Encyklopädische wird Dir hinreichen. Fast jeder Wein hat sein Gutes, fast alle verdienen gekannt zu werden. Ist in unserm Vaterlande der Neckar fast nur den Durst zu löschen da, so erhebt sich der Würzburger schon zum Edlen, und die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins lassen sich nicht in der Eile charakterisiren. Ihr habt sie hier vor Euch stehen gehabt und genossen. Diese trefflichen Wogen, vom leichten Laubenheimer bis zum starken Nierensteiner, gewaltigen Rüdesheimer und tiefsinnigen Hochheimer, mit allen ihren verwandten Fluthen gehörig zu preisen, dazu gehört mehr als die Zunge eines Redi, der

in seinem toskanischen Dithyrambus doch nur mittelmäßig gefaselt hat. Diese Geister gehen rein und klar, kühlend und den Sinn erläuternd den Gaumen hinter. Soll ich es vergleichen, so ist es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schriftsteller, Gemüth und Fülle ohne Phantasterei oder schwärmerische Allegorie. Was ist nun der heißere Burgunder demjenigen, der ihn vertragen kann! Wie die unmittelbare Begeisterung fällt er in uns hinab, schwer, blutig, heftig erweckt er unsere Geister. Die Rebe von Bordeaux dagegen ist heiter, geschwätzig, ermuntert, aber begeistert nicht. Doch schon voller und wunderlicher dichtet die Provence und das poetische Languedoc. Dann das heiße Spanien im Xerez und echten Malaga, und dem glühenden Weinen von Valencia. Hier verwandelt sich der Weinstrom, indem wir ihn genießen, schon an unseren Gaumen in Kugelgestalt, die sich weit und weiter ausbreitet, und uns im Tokayer und St. Georgen-Ausbruch noch weit inniger und sinniger so erscheint. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den ganzen Sinn des Gefälls nur ein Tropfen des edelsten Cap-Weines. Diese Weine muß der Kenner nippen und züngeln, und nicht mehr trinken wie unsern braven Rhein. Was sag' ich von Euch, ihr lieblichen Gewächse Italiens, und namentlich Toskanas, du geistreicher Monte-Fiascone, du wahrhaft rührender Monte- Pulciano? Nun so kostet denn, Freunde und versteht mich! Aber nicht könnt' ich dich aufsetzen, dich König aller Weine, dich rosenröthlicher Alcatico, Blume und Süße, Feuer und Milde zugleich! Diesen Wundergesellen trinkt, kostet, nippt und züngelt man nicht; sondern dem Beseligten erschließt sich ein neues Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beschreiben läßt. — Hier brach er gerührt ab, und trocknete die Augen.

Trinkspruch.

Willst du wahren Hochgenuß, Freund, o das bedenke:
Wandre in den Hörsaal nicht, wandre in die Schenke!
Aus der Reben Purpurblut, aus des Schaumweins Perlen
Quillt der göttliche Humor, sprudeln Witz und Schwänke.
Diesen Nektar schuf uns Gott, daß wir leicht ertrügen
Aller Heuchler Hohn und Spott, aller Mucker Ränke.
Hebe drum den Becher hoch, leer' und füll' in eifrig,
Daß in seine Lethe sich ganz dein Sein versenke,
Sei dann selig im Genuß, küsse Purpurlippen,
Aber auch das Veilchen nicht tief im Grase kränke;
Gieb der Welt den Bruderkuß statt der Heuchlerflüche
Und wo einer traurig geht, Bruderherz, den tränke.

E. G.

Trinkerstücklein. Poppo von Henneberg trug stets ein Schnürlein mit sich, um es seinen Zechern durch die Ohrringlein zu ziehen, trug sogar ein Böhrlein mit sich, wenn einer allenfalls noch kein Ohrlöchlein hatte, und waren alle angeschnürt, dann erst ging das Trinken los. — Der letzte Graf von Görz ließ oft Nachts seine Kinder trinken, und wollten sie lieber schlafen, so jammerte er: „Ach, es sind nicht meine Kinder!" — Obsonäus schrieb 1592 de arte bibendi, und ein in den Mährchen des 14ten und 15ten Jahrhunderts oft vorkommender Scherz ist: „Wer dies will weiter lesen hören, der soll dem Vorleser zu trinken geben." — Der zum Tode verurtheilte Herzog von Clarence wählte die ihm überlassene Todesart — in einem Fasse Malvasier ersäuft zu werden. — La Fontaine's Betrunkener, den die Frau ins Erdbegräbniß legen ließ, glaubte sich bei seinem Erwachen in der andern Welt; seine Frau, die ihm Speise brachte, hielt er für Alekto und fragte die Kellnerin des Todes: „Und nichts zu trinken?"

Trinkerstücklein. Der letzte Wille eines andern Trinkers war:

Wenn meine Stütze bricht, der Thyrsusstab,
Wenn sich mein Auge schließt der Sonne,
So leget mich in eine große Tonne,
Und setzt darauf:
„Er grub sich dieses Grab!"

— Graf Bathiany machte einst dem Hiberner Kloster zu Prag von 200 Kutten ein Faß Ungarweiu zum Geschenk; Prior und Convent leerten das Faß vor dem Thore, um den starken Eingangszoll zu umgehen. — Fast eben so schlau benahm sich eine Prälatur in Schwaben, ließ den geliebten Nekarwein in strengster Kälte holen, der Geist, der immer flüssig bleibt, wurde dann abgezapft für die Prälatentafel, das Uebrige, das nach und nach aufthaute, aber großmüthig Convent und Gesinde preisgegeben. — Basedon, wann er sich Tags zuvor trunken in seinem kostbaren Sammtrock in der Gasse gewälzt hatte, trat in diesen besudelten Rock vor seine Zöglinge, um sie zu warnen; — jener Schuhflicker aber, der nüchtern einen Betrunkenen im Kothe liegen sah, verließ ihn seufzend: „Ach, Sonntags werde ich auch so da liegen!" — Ein Schneider hörte plötzlich auf zu saufen, als ihm einst im Trunke seine Frau doppelt erschien. — Eine Schustersfrau hatte ihren Mann schon mehrmals hinausgesperrt, wenn er zu lange in der Kneipe sitzen blieb, daher dieser auf den Einfall kam, — die Hausthüre mit sich zu nehmen. — In diese Zeiten fällt eine hohenlohische Lehensurkunde, die von den Vasallen fordert, mit dem großen Lehensbecher, eine Oehringer Maaß haltend, Bescheid und damit gleichsam Proben zu thun, daß man ein deutscher Edelmann sei und dem Vaterlande ersprießliche Dienste zu leisten vermöge. —

Nach der Hamburger Chronik tranken drei Schwestern zu Münkheim zwei und dreißig halbe Wein, und gingen dann noch ganz ruhig von da nach dem eine Stunde entfernten Hall. — Hinter dem Rathshause zu Nürnberg stand ein Polizeikärrlein, das die auf den Straßen liegenden Besoffenen auflesen und — nicht ins Loch — sondern nach Hause führen mußte. — In Gotha findet sich noch ein Revers vom Jahre 1652 von einem von Brandenstein, wo solcher sich anheischig macht, sechs Wochen lang sich nicht dem Trunke zu überlassen, bei Strafe von ein paar guten Maulschellen von der Hand seines gnädigen Herrn oder sonst einer ungewöhnlichen adeligen Bestrafung!

Trinkerstücklein. Asmus' Fluch über die Afterweine:

Gewächs! sieht aus wie Wein, —
Ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein! —

— Alexander I. von Rußland wurde einst, als er einen Marineoffizier betrunken taumelnd antraf, durch dessen Worte entwaffnet: „Eure Majestät, ich lavire!"

— Swift machte sich nachstehende Trinkregel, die in der Uebersetzung lautet:

Man schlürfe stets nur wenig ein,
Mische Wasser mit dem Wein,
Thu' nicht Bescheid, so oft man' kann,
Und gehe fort als der erste Mann!

— Punsch. Ein Prediger und großer Punschliebhaber bewies die Vorzüge des Rausches selbst aus der Bibel: „Saufet Euch nicht voll des Weines, woraus ein unordentlich Leben folgt, sondern werdet voll Geistes."

Trinkerstücklein.

Bischof-Poesie.

Und wird uns aus des Lebens Ranzen
Auch manches Herbes aufgetischt,
Wohl dem, der so die bittern Pomeranzen
Zu süßerm Tranke mischt.

— Bürger singt weinselig:

Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben,
Alles — meinen Wein nur nicht —
Laß ich meinen Erben!

Woher stammt die Redensart: Er **trinkt** einen guten Stiefel. In der Umgegend Kreuznachs liegt ein angenehmes Dörfchen, Namens Lohr, das, nach einer alten Sage, der Ritter Boos von Waldeck durch ein Heldenstück ganz eigener Art erworben haben soll. Aufgefordert von dem Rheingrafen, auf dem Stein bei Münster seinen mit alten Rheinwein gefüllten großen Reiterstiefel zu leeren, zeigte er sich dazu bereit, wenn sein Wirth ihm dafür Hüffelsheim erb- und eigenthümlich verschreiben wolle. Nach dem zu diesem Behufe schriftlich geschlossenen Vertrage, setzte er sich hinter den Humpen neuer Art, und trank und trank, bis der letzte Tropfen ausgeschlürft war. Dann aber stürzte er besinnungslos zu Boden, und hauchte seinen Geist aus, beruhigt durch das Bewußtsein, den Seinigen ein schönes Erbe getrunken zu haben. Daher stammt auch wohl die Redensart her: Er trinkt einen guten Stiefel.

Trocken sitzen. Während eines heftigen Platzregens saß eine Gesellschaft in dem Landhause einer Frau, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes

Vergnügen, wenn es draußen so unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, als wir."

Trockenheit. Ueber ein trockenes Buch liest man in amerikanischen Zeitschriften folgenden Dialog: A. Das Buch ist trocken, daß ein Mann der es einen Tag lang bei sich trug, einen trockenen Husten bekam, den er seitdem nicht wieder los wurde. — B. Einer meiner Freunde, der in einem feuchten Zimmer wohnt, legte ein Exemplar in's Gemach, und erwachte am nächsten Tage mit einem Fieber; eine Folge der Trockenheit der Luft, die das Buch verursachte. — A. Ein Gärtner wickelte eine Wassermelone in einen Bogen dieses Buches, und als er sie aufschnitt, war sie so dürr, wie ein getrockneter Mohnkopf. — B. Man bedeckt Waarenlager für trockene Güter damit, statt mit Schiefer, und es entspricht dem Zwecke vollkommen. — A. Ein Hutmacher machte seine Filze wasserdicht, indem er ein Stückchen davon unter dem Futter anbringt. — B. Eine Weintraube wurde hineingewickelt, und in einer Minute war sie zu Rosinen geworden. — A. Man dörrt das Gras zu Heu, indem man über die Wiesen geht, und dabei ein Kapitel aus diesem Buche laut liest. — B. Legt man ein Blatt davon in einen Heuschober, so entzündet er sich nie durch Feuchtigkeit. — A. Eine Kuh, die von einem Mädchen gemolken wurde, das nur den Titel gelesen hatte, gab lange Zeit keine Milch mehr. — B. Wäscherinnen sagen eine Stelle daraus her, und können die aufgehangene Wäsche sogleich wieder abnehmen. Die meisten haben deshalb die Trockenplätze aufgegeben.

Trompete. Der Tartarchan läßt, nachdem er abgespeist hat allen übrigen Potentaten der Welt durch Schall der Trompete bekannt machen, daß sie nun die Erlaubniß haben, ebenfalls zur Tafel zu gehen. Unsere Gelehrten machen es

dem Tartarchan nach; denn wenn sie einmal eine Meinung gut finden, so stoßen sie in ihr Kühhorn, und erlauben auch der übrigen gelehrten Welt diese Meinung für gut zu halten.

Trost.

„Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen,
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen."

— Man warf den Veit die Trepp' hinab,
Veit schickte sich darein;
Sprach: „Hätt' es nicht ein Mensch gethan,
So hätt's gethan der Wein!"

— „Gott nahm," sagt Claja, „meinen Mann;
Der Herr hat alles wohl gethan,
Der einen frischen geben kann."

— Als Jemand sein Gesicht verloren hatte, sagte er: „Ich bin getröstet, denn ich gewinne. Vorher war ich allein, jetzt werde ich in Gesellschaft sein."

Trost.

Ein Mann, dem eine Maus des Nachts den Schuh zerbiß,
Erzählte einst dem weisen Cato dies
Als ein Ereigniß, das ihn sehr geängstigt hätte.
„Darüber Freund, legt ruhig euch zu Bette!"
Sprach Cato. „Denn, das Wunder wär'
Um zehnmal noch bedenklicher,
Wenn euer Schuh die Maus gebissen hätte.

Trost.

Condolenzen mir? — Mich trösten wollen,
Daß mein Weib ertrank? — Warum nicht gar! —
Trösten hättet Ihr mich sollen,
Als sie noch am Leben war.

Der **Trost** eines Fräuleins. Als ein Geistlicher ein ungarisches Fräulein bei ihrer Vorbereitung zum Tode fragte wer ihr einziger Trost im Leben und Sterben sei, gab sie zur Antwort: „Seins gewesen Herr Fähndrich von Hillerbach."

Letzter **Trost**. Ein Diener, den Boileau zu seinem Freunde Boisrobert, welcher am Podagra litt, gesendet hatte, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen, berichtete: „Das Podagra sei ärger geworden." — „Er flucht gewiß tüchtig?" fragt Boileau. „Ach Herr," entgegnete der Diener, „er hat nur diesen einzigen Trost noch."

Trostgrund. Ein Berliner Arbeiter besuchte seinen Collegen, der eine Stiege hoch wohnte, auf der er mit Mühe hinaufzuklettern hatte. Beim Nachhausegehen begleitete ihn der Wirth bis zur Treppe, der Fremde trat fehl, stürzte alle Stufen hinunter und blieb unten auf dem Flur liegen. „Du!" rief ihm der von oben gemüthlich zu, „laß des jut sind, zu Ostern zieh ick parterre!"

Tröster. Wenn man es unternimmt, Jemand trösten zu wollen, der untröstlich sein will, so raubt man ihm damit den einzigen Trost, der ihm geblieben.

Trunkenbold. „Was mag Der getrunken haben!" rief Jemand beim Anblick eines anständig gekleideten aber höchst betrunkenen Mannes. Dr. E. F. nahm den Ausrnf als Frage und sagte leise: „Sch! Wein!"

— Eine Mutter schalt ihren Sohn, der ein arger Trunkenbold war, heftig aus, und sagte unter andern: „Du bist ein wahres Vieh!" — „Nicht doch," sagte der Vater, der auch zugegen war, „da thust Du ihm unrecht." — „Was?" schrie die Mutter, „ich thäte dem Schlingel unrecht?" — „Versteh mich recht", sagte der Vater, „nicht

ihm, sondern dem Viehe thust du unrecht; denn wo hast Du je einen Ochsen, zum Beispiel, betrunken gesehen?“

Trunkenheit. Ein Berliner Eckensteher stolperte von einem Saufgelage nach Hause. Da er aus der Schnapspulle gewaltig viel gehoben hatte, so verlor der, in Betracht seiner unzuverlässigen Grundpfeiler zu stark befrachtete Kopf das Gleichgewicht, Jottlieb stolperte über den Eckstein eines Hauses, fiel, und blieb, da er das Aufstehen mehr als einmal vergebens versucht hatte, auf seinem breiten Rücken liegen. Eben war er sanft und fest eingeschlafen, als ein Regenwetter eintrat, und eine reichliche Fülle des sonst nicht beliebten Getränkes aus der Dachrinne, unter die er zufällig zu liegen gekommen war, sich in seinen Mund ergoß. Dadurch halb ermuntert, schüttelte er unwillig mit dem Kopfe, und brummte: „La — laß mir — Brü — der — ken, nöthige mir nich, i — ick bin man, Jott strafe mir, heu — te nicht mehr im Stande.“

— Frage nicht: „Welch' einen Nutz'
Bringt die Trunkenheit?“
Vom Verstande, wenn du trinkst
Bist du rein befreit. Hafis.

— Stumpf das Gesicht, ihm rauchen die Glieder, es kreist das Gehirn,
Und nicht Geist, nicht Fuß thun das Gebührliche jetzt.

Trunkenheit. Ein langer, sehr magerer Mann begegnete in Wien einem Trunkenen. Der Knochenmann blieb stehen und sagte: „Ei, Freund, ich glaube, er hat einen Bischen zu viel getrunken?“ — „Und i,“ versetzte jener, „i glaub', Se hab'n z'wenig gegessen.“

Trumpf. Ein Reisender, der in einer Stadt den Galgen und die daran hängenden Bilder vieler desertirter Offi-

ciere aufmerksam betrachtete, wurde von dem eben wachhabenden Officier spöttisch gefragt: „Sie suchen wol unter diesen Bildern Ihren Herrn Vetter?“ Unbefangen antwortete der Fremde: „Nein, Sie irren, mein Herr, ich bin nicht von Adel!“

Trumpf. Ein Broschürenschreiber sagte einst zu Piron: „Von meiner letzten Flugschrift hat der Verleger in einem Monate vier Auflagen verkauft, indeß der Verleger Ihrer Metronomie noch an der ersten zehrt!“ Piron antwortete schnell: „Hm! man kann mit Sicherheit annehmen, daß jährlich zehntausend Mal mehr Eicheln verzehrt werden als Ananas; aber wer verzehrt sie?“

— Gleim ließ einst sich und Jacobi von einem Maler porträtiren und speiste zu derselben Zeit bei dem Domdechanten von Spiegel. Dieser, Beider Freund, frug bei Tisch: „Sie und Jacobi lassen sich malen, doch wohl in Lebensgröße?“ — „Nein,“ antwortete Gleim, „das ist nur für Ritter um die Sporen sichtbar zu machen; bei uns ist der Kopf die Hauptsache!“

Trümpfe. Der König von England bemerkte einst auf einem Spazierritte ohnweit Richmond ein sehr schönes Landhaus. Auf die Frage nach dem Eigenthümer ward ihm erwiedert: „Sein Spielkartenfabrikant habe es vor kurzem erkauft.“ — „Nun, wahrhaftig,“ sagte der König, „des Mannes Karten müssen lauter Trümpfe gewesen sein!“

Tugend. Ein Schaum! In uns selber liegt's, ob wir so sind oder anders. Unser Körper ist ein Garten und unser Willen der Gärtner; so daß, ob wir Nesseln drin pflanzen wollen oder Sallat bauen; ihn dürftig mit einerlei Kraut besetzen oder mit mancherlei Gewächsen aussaugen, ihn müßig verwildern lassen oder fleißig in Zucht halten — das Vermögen dazu liegt durchaus in unserm freien

Willen. Hätte der Wagebalken unseres Lebens nicht eine Schale von Vernunft, um eine andere von Sinnlichkeit aufzuwiegen, so würde unser Blut und die Bösartigkeit unserer Triebe uns zu den ausschweifendsten Verkehrtheiten führen: aber wir haben Vernunft, um die tobenden Leidenschaften, die fleischlichen Triebe, die zügellosen Lüste zu kühlen.

Shakespeare.

Tugend. Zu jeder Zeit und überall entschädigt die Tugend die Seele derjenigen, die für sie großmüthig duldet.

— Die Tugend ist an uns das Einzige, was göttlich genannt werden und Gott gefallen kann.

— Der Genuß der Tugend ist ganz innerlich; ist nur demjenigen, der ihn empfindet, kennbar.

— Es ist mit unsern Tugenden und Leidenschaften wie mit Predigern und Marktschreiern auf einem Platze. Ehe die Charlatane da sind, hört fast Jedermann auf den Prediger; aber kaum wird man den Gaukler gewahr, so verläßt man den ernsten Prediger, um zu dem Charlatan zu laufen.

Verkehrte **Tugenden.** „Was halten sie vom Baron R.“ sagte ein Freund zum andern. „Je nun, er hat ein Paar große Tugenden, Höflichkeit und Aufrichtigkeit.“ — „So! das höre ich in der That zum ersten Male.“ — „Sie können sich darauf verlassen,“ erwiederte der Andere. „Nur Schade, daß er sie verkehrt anbringt. Vor den Augen ist er höflich, und aufrichtig hinter dem Rücken.“

Turenne. Der französische Marschall Turenne hatte unter Ludwig XIV. das oberste Commando über alle Truppen des Reiches. Als dieser große Feldherr sein Leben durch eine Kugel verloren hatte, wußte der König Keinen, dem er nun das Oberkommando allein übergeben könnte. Er theilte daher die Aufsicht über das Kriegswesen und die

Armeen, und gab diesen Theilen verschiedene Häupter. Bei der Gelegenheit sagte eine Dame: „Der König hat den großen Turenne in kleines Geld gewechselt."

Turenne. Ein Soldat von Turenne's Armee legte sich den Namen seines Feldherrn eigenmächtig bei und antwortete Diesem auf seinen Vorhalt: „Morbleu! ich bin ein närrischer Liebhaber von Namen. Wäre mir ein schönerer bekannt gewesen, als der Ihre, so hätt' ich den angenommen."

— Dem Marschall Turenne, geboren 1611, bot einst eine feindliche Stadt ein Geschenk von 100.000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen, nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt," erwiderte Turenne, „nicht auf meiner Marschruthe liegt, so kann ich Ihr Geschenk nicht annehmen." — Er starb auf dem Felde der Ehre auf eine sonderbare Art, im Treffen bei Sulzbach im Baden'schen durch eine Kanonenkugel welche einen Baumast auf ihn niederschlug. Dieselbe Kugel riß auch dem General von St. Hilaire den rechten Arm weg, welcher seinem Sohne, der darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, sondern diesen großen Mann mußt Du beweinen."

— Als der Marschall von Turenne nach seinen siegreichen Feldzügen am Rheine Ludwig XIV. zu Versailles aufwartete, ging ihm der König bis an die Treppe entgegen, und da er sah, daß der Marschall wegen des Podagra nicht geschwind gehen konnte, sagte er zu dem Helden, der sich deßwegen gehörig entschuldigte: „Wenn man mit so vielen Lorbeeren beladen ist, wie Sie, mein lieber Vater, so kann man nicht geschwinde gehen."

— Turenne schrieb nach der Dünen-Schlacht: „Der Feind kam, wurde geschlagen, dafür bin ich müde, gute Nacht!"

Turenne sagte einst sehr witzig: „Junge Mädchen wähnen, Ehemänner liebkoseten fort und fort ihre Weibchen, und Mönche bilden sich ein, Krieger legten den Degen gar nicht aus der Hand. Gleichwohl macht man wohl zehn Feldzüge, ohne ein Mal den Degen zu ziehen."

Ein Europäer, im Dienste eines reichen **Türken**, nahm den Glauben des Propheten an und benachrichtigte seinen Herrn von diesem Umstande. „Ich freue mich herzlich darüber," antwortete der Türke, „da Du aber nun keinen Wein mehr trinken darfst, werde ich Dir 30 Piaster des Monats weniger geben, als sonst." Ferner befahl er, man solle ein wachsames Auge auf den meineidigen Menschen haben, damit er nicht auch ihn betrüge.

Türkisches. In der jetzigen Zeit, wo die Türken der ganzen Welt ein höheres Interesse als jemals für sich einflößen, möchte es wohl nicht ganz unrecht sein, unseren verliebten Stutzern, Modehelden, alten Liebespa- und matronen, die bis jetzt nur etwa den türkischen Weizen, einen türkischen Bund oder höchstens die Blumensprache der Türken kannten, in Folgendem noch Einiges mitzutheilen, welches durch seine Brauchbarkeit in vorkommenden Fällen auch bei uns zu Lande, selbst die vorerwähnten nicht politischen und politisirenden Personagen mit menschenfreundlicher Theilnahme für die Türkei und deren steigende Cultur zu erfüllen im Stande wäre. — Die Türken also haben, außer ihrem Selam, der bekannten Unterhaltung durch Blumen, auch noch eine andere Bildersprache, die Sprache durch Manehs, die bei Weitem beliebter ist und mehr bei allen türkischen Liebeshändeln angewendet zu werden pflegt, als jene durch Blumen. Maneh kann nun jeder Gegenstand sein; nur macht ihn erst die Endigung seines Namens dazu, der mit einem bekannten arabischen oder türki-

schen Verse reimen muß und so der vertrauten Person das ihr Mitzutheilende verräth. Daher kommt es denn auch, daß besonders die jungen Türken und Türkinnen größtentheils alle nur irgend bedeutungsvolle Verse der arabischen und türkischen Dichter einzeln auswendig wissen, eine Kenntniß, die seltsam mit der sonstigen allgemeinen Geistesbeschränktheit der Osmanen contrastirt. Wir wollen nun hier eine Arzahl der gebräuchlichsten Manehs aufführen und dann schließlich zum Heil unserer schönen Welt überhaupt, so wie der Legion aller hier geistlos, dort geistvoll, Liebenden es versuchen, ihnen einige deutsche Maneh's zur Entscheidung vorzulegen, ob sie für Leben und Liebe brauchbar sind oder nicht.

1. Manehs der Türken nebst ihrer Deutung.

Eine Perle: Du betrügst mich, denn Du bist eine Ungetreue.
Zwirn: Meine Herrin soll wissen, daß ich ihre Sclavin bin.
Ein Haar: Was mag ich gesündigt, wo gefehlt haben?
Ein Stückchen blaues Zeug: Ich bin in Dich entzückt. (Je hellblauer desto mehr spricht es aus.)
Papier: Entferne meine Nebenbuhler von Dir.
Mehl: Du quälst mein Herz.
Thee: Sonne meiner hellsten Tage.
Eine Carotte: Dein Herz widersteht grausam.
Ingwer: Mein Herz brennt nur für Dich.
Blei: Ich bin trunken von Liebe zu Dir.
Salz: Das Feuer meiner Liebe flammet unabläßig für Dich; die Sonne und alle Gestirne sind Zeugen.
Ein Nagel: Ich bin Dein Sclav.
Tabak: Mein Herz ist treu und aufrichtig.

Eine Kaffeetasse: Ehe wollte ich Dir tausend Leben aufopfern.

2. Manehs der Türkinnen nebst ihrer Deutung.

Ein Haar: Entführe mich.
Erde: Entsage Deinen alten Liebschaften.
Honig: Komm und nimm Besitz von meinem Herzen.
Bernstein: Du hast andere Augen als die meinigen.
Flachs: Zürnet Dein Herz mit mir, hat es mich verlassen.
Eine Olive: Ich will Dich lieber todt als untreu wissen.
Eine Gurke: Meine Nebenbuhlerinnen bringen mich in Verzweiflung.
Ein Apfel: Scheide nicht von mir, Du Frühling meines Lebens.
Cypresse: Komm eilig zum Rendezvous.
Eine Feder: Früchte nichts, Dir soll geholfen werden.
Etwas Rosenfarbenes: Süße Nachtigall meines Herzens.
Eine Zwiebel: Deine Arme sollen mein Gürtel sein.
Eine Bohne: Ich habe die Nacht nicht geschlafen.
Eine Holzkohle: Möchte ich immerhin sterben, lebe Du nur lange.

3. Versuch in deutschen Manehs mit ihren Reim-Deutungen.

Ein Shawl: Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl. Schiller.
Ein Billet zum Tivoli: Madame, ich liebe Sie.
Heine.
Ein Kleid: O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit. Schiller.

Ein Rosenstengel: Dem Menschen ist ein Mensch noch
immer lieber als ein Engel. Lessing.
Ein Licht: Ein deutsches Mädchen küßt Dich nicht.
Körner.
Ein Pulswärmer: Sonderbare Schwärmer. Schiller.
Ein Pomadour: An der Liebe Busen sie zu drücken
Gab man höhern Adel der Natur. Schiller.
Ein Paar Schuh: Dir Mädchen schlägt mit leisem Beben
Mein Herz voll Treu und Liebe zu. Körner.
Ein Tuch: Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner
und Buch. Goethe.
Ein Staatspapier Wie soll ich Dir danken?
O Liebste! o sprich wie vergelt ich Dir? Tick.
Neues Modezeng: Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde Schiiler.
Ein Stück Gold: Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold Schlegel.
Ein Gedankenstrich: Ich harre mit Verlangen,
Du Bräutigam, hole mich! Körner.
Ein Lockengeflecht: Gleich und Gleich, so allein ist's
recht. Goethe.

Türkische Abgaben der Juden. Die Juden in Constantinopel behaupteten in einem Streite mit den Moslemin, nur ihnen gebühre der ausschließliche Besitz des Paradieses, und Letztere müßten außerhalb der Mauern des Paradieses vorlieb nehmen und mit bloßem Zusehen sich begnügen. Dieser Streit gelangte bis zu den Ohren des Großvesiers. „Wenn uns die Juden den Platz vor dem Paradiese anweisen," entschied dieser mit bedeutendem Zeitvorgriffe, „so sollen sie auch Zelte liefern, die uns vor dem Ungemach der Witterung schützen." Und noch bis auf den heutigen Tag

zahlen die Juden eine gewisse Summe zur Bestreitung der Kosten für diese Zelte des Beherrschers der Gläubigen.

Türkisch. Eine türkische Fregatte scheiterte an der Küste von Samos. Darauf verurtheilte der Pascha die Bewohner dieser Insel zum Ersatze des Werthes, indem er sagte: Hätte eure Insel nicht im Wege gelegen, so wäre unsere Fregatte nicht gescheitert."

Türkische Musik. Ein österreichischer General gab dem Commandanten zu Belgrad zwischen Belgrad und Semlin ein Fest auf der Donau. Nachdem die türkischen Musiker eine Zeit lang Lärm gemacht hatten, ließ der General von seinen trefflichen Hautboisten einige Sätze blasen. „Wie gefällt Ihnen dies?" frug er seinen Gast. Der Osmane entgegnete: „Dies ist keine Kunst; Ihre Leute blasen aus Büchern, aber meine aus dem Kopfe."

Tyrann. „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!" sagte ein stolzer Tyrann. „Das glaub' ich", bemerkte Dr. F. G. „dazu müßte sie erst aufgegangen sein."

Tyrannen sind in unsern Tagen die gefährlichsten Freiheitsprediger.

Börne.

Tyrannen. So verstümmelt ist oft die menschliche Natur, daß Tyrannen ihre Wohlthäter werden müssen.

Tyrannen wollen Gegendruck durch größern abstumpfen und Thränen durch Thränen wegschwemmen. Aber die Thränen der Völker fallen wie in Tropfsteinhöhlen die Tropfen: sie bleiben beisammen und versteinern sich endlich zu zackigen Säulen, und diese Säulen trotzen und halten.

Jean Paul.